

www.e-rara.ch

Tagebuch eines unsichtbaren Reisenden

Heidegger, Heinrich

[Zürich], MDCCXCIII [1793]

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 6330

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-24525>

Zweiter Band.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

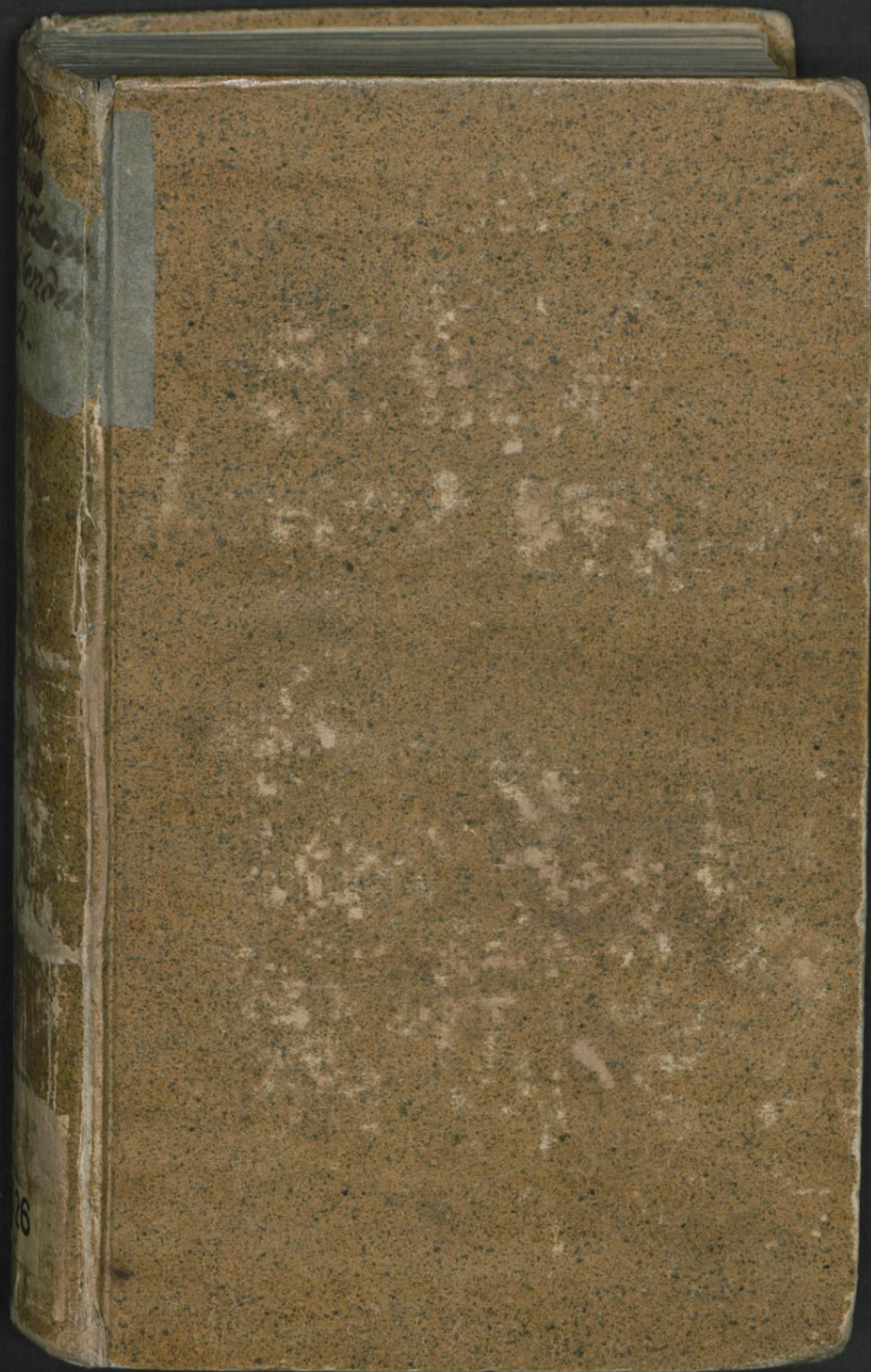
e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

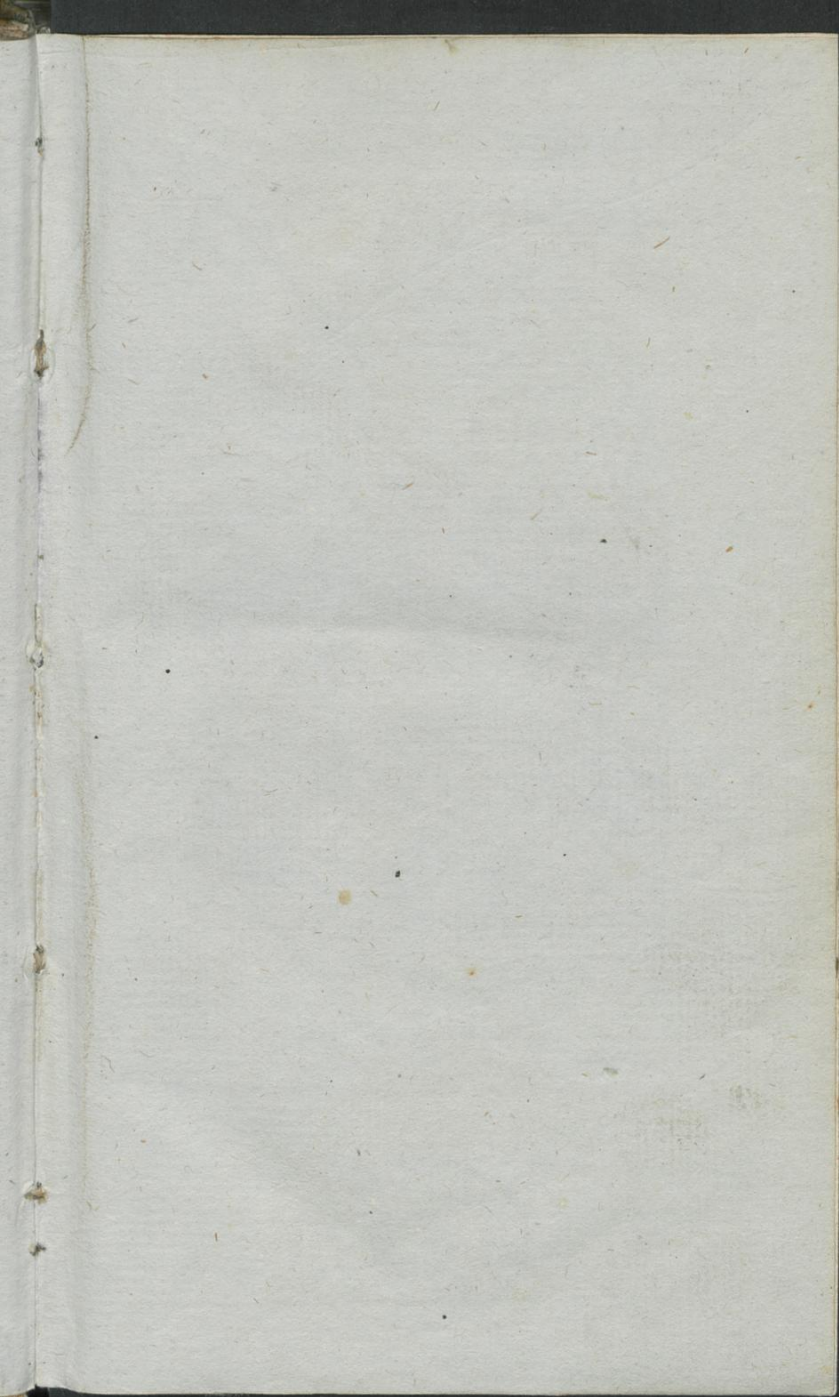
Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

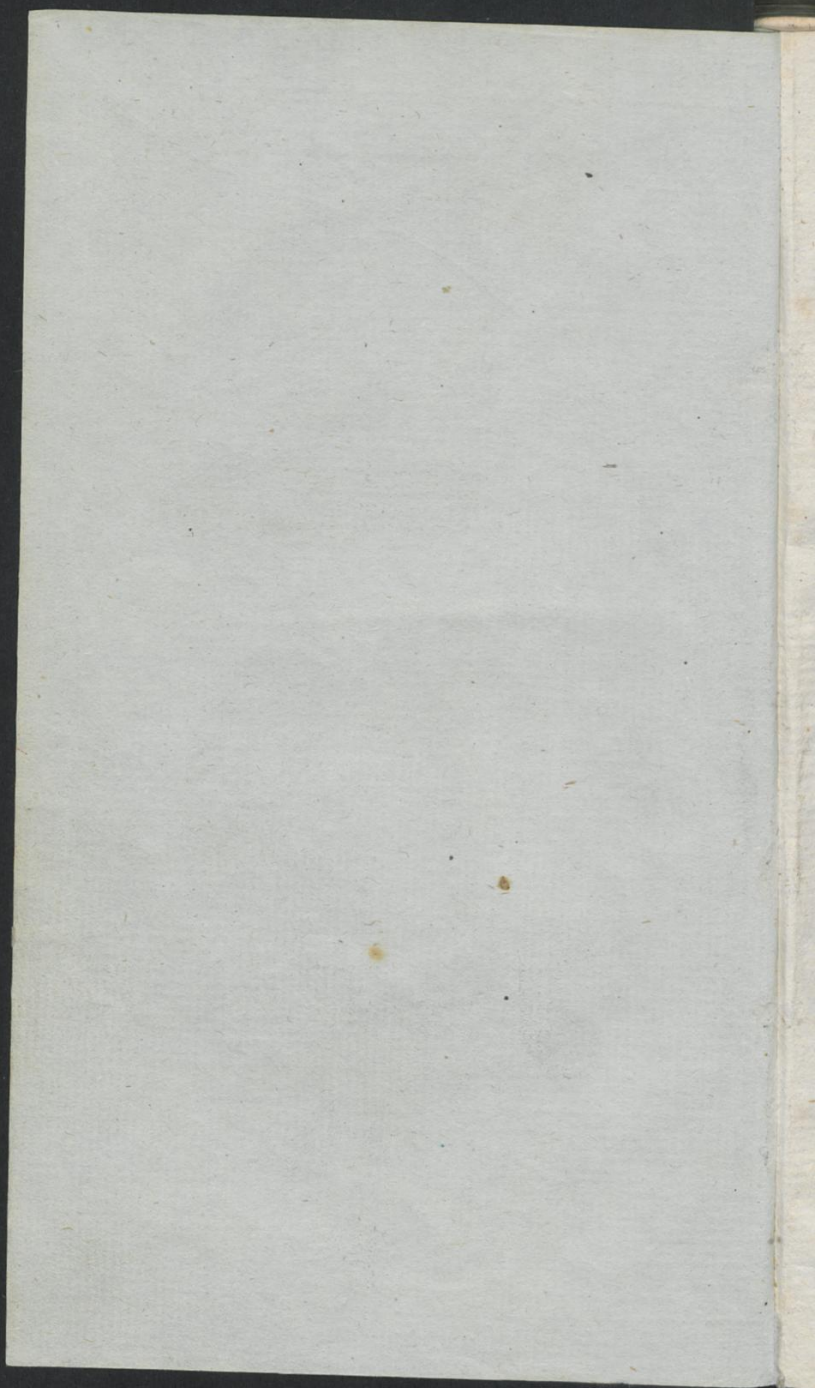
Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



9526 (Rar)

Rar 6330:2





T A G E B U C H

E I N E S

U N S I C H T B A R E N R E I S E N D E N.

L. C. Scher



Z W E Y T E R B A N D.

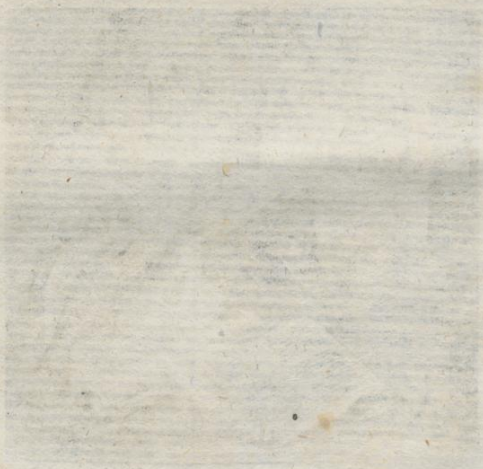
Mit 4. Kupfern.

M D C C X C I I I.



T. A. C. H.

UNIVERSITY OF CHICAGO



Das Concert.

Ich spazierte wieder durch einige Strassen. Als ich plötzlic Musick hoerte, wandte ich mich nach der Gegend hin, woher der Ton kam, und sah' ein grosses Hotel, welches das Ansehen eines Concert - Saals hatte; weil über den Eingang eine geschmackvolle Trophée von musikalischen Instrumenten in Stein ausgehauen war. Ich trat da ein, und stieg eine Treppe hoch. Da war ein geraumiger Vorsaal, und dann erst das Concert - Zimmer. Der Vorsaal war leer, aber das Innere mit Leuten voll gepfropft, dass ich mich beynahe hineindrängen musste. Der Saal ist sehr geraumig, wird von vier grossen krystallnen Kronleuchtern, und noch an allen Pfeilern von Wand-

leuchtern beleuchtet, die Bänke sind a l'amphithéâtre geordnet, und in der Mitte standen die Chapeaux, in dem noch etwas vertieften Central-Parterre. Es sassen aber auch junge Herrchens bey Damen auf den Bänken. Diese Anordnung des Saales gefiel mir beym Eintritt sehr wohl. Desto wiedrigern Eindruck hingegen machete die buntschekige Kleidung der Leute auf mich; da war das ganze Moden-Journal und alle Almanche von Moden in Blätter zerlegt, wie ein Kartenspiel durch einander geworffen, beynah' nicht zwey Frauenzimmer waren gleich gekleidet; und den Farben nach war es wie ein Parterre von allen erdenklichen Tulpen. Wollte ich alle Benennungen von Toquets, Hüten, Hauben, Frisuren, Kleidungsstücken u. s. w. hier auszeichnen, so müsste ich den Raum von ein paar Bogen be-

schreiben, und Classifikationen nach einem ordentlichen Systeme machen. Das ist nun meine Sache nicht, lieber überlasse ich dies zwecklose Geschäfte einem künftigen Handarbeiter. (Der, um doch auch als Schriftsteller in der Gelehrtenrepublik aufzutreten, ohne sein schwaches Gehirn anzustrengen, der Modengeschichte eben das seyn will, was ein Linnæus der Naturgeschichte war. Den Autorsruhm, nach welchem ein solches Mænnchen haschet, will ich ihm herzlich gönnen.) Ich konnte nicht anders als alle diese Thorheiten begaffen, und darüber wie ein Democrit grinsen. Besonders fielen mir einige kleine Frauenzimmer auf, deren Kopfputz wenigstens so gross war, als derjenige der gröesten Damen. — Haben die guten Dingerchen keine Augen? sehen sie nie in den Spiegel, und sehen sie dann das unproportionirte ihres

Putzes nicht? — Ist doch wunderbar! wenn ein Junge des Vaters Perrücke aufsetzet, wie siehet er aus? oder wenn ein zehnjähriges Mäddchen sich in das Gehaube der Mama einmummet, wird jemand da Schönheit, Wohlanstand finden? — Das solten doch die guten Frauenzimmerchen bedenken, und sich nicht so vor vernünftigen Leuten lächerlich machen. Doch genug davon! Das Uebertriebene missfiel mir sehr, dagegen bewunderte ich desto mehr die Simplicität einiger weniger Frauenzimmer.

Ich schliesse nach meiner Laune von dem æussern zuweilen auf das innere des Herzens, und noch selten habe ich mich da in meinem Urtheil betrogen. Warum müssen doch auch die Schönen immer die Theater- und Opern-Heldinnen nachahmen? Wissen denn die guten Frauenzimmer nicht,

dass das Theater, ganz in der Nähe betrachtet, bunt, roh und übertrieben seyn muss; um in die Weite Wirkung thun zu können. Lassen sie sich das einmal in der Nähe zeigen, so werden die Vernünftign selbst das wilde, rohe, übertriebene finden, das nur aus der Ferne gesehen, Grazie bekoemmt. Oder, wollen denn die Schoenen auch aus einem Standpunkte von etwa fünfzig oder mehr Schritten Effect thun? — gut ihr jungen Herren! erfüllet ihre Wünsche, und stellet euch nur in diese Entfernung; in den Standpunkt woraus euere Gegenstände der Bewunderung gesehen werden wollen. Sieht dann euer Auge nicht mehr recht, ihr guten Herren, dann werden die gefälligen Damen bald auf das Diminutif fallen, um euch wieder näher zu haben; denn die Brust der Schoenen ist nicht geschaffen, Euch Artigkeiten auf

fünfzig Schritte weit zu sagen; und das wäre doch schade, wenn so zu hundert artiger Frauenzimmer stumme Bildsäulen werden müssten! — —

Aber, zürnen Sie ja nicht über mich, meine schönen Damen, dass ich diesen bitteren Ausfall wagte. Es ist nicht Hass, nicht böse Laune, nicht schwarze Galle, die ich da im Tempel des Vergnügens ausgiesse. Es ist bester Willen: Euch, schöne Geschöpfe, in den Augen des Mannes zu verschönern, zu veredeln. Ja, in den Augen des Mannes! — Zwar, ich sehe da vor Euch wenig Männer, aber viele junge und noch jung scheinende Herrchens, über die eine vernünftige Dame das Urtheil fällen mag. — Nur das von mir: Seit dem Weiland der berühmte ehrliche Kilian Brustfleck, oder Hanswurst, durch Geschmack und Philosophie von dem Theater der

Deutschen verdrängt worden und todt ist, so gieng sein Genius des Geschmacks zu den Mode-Gesetzgebenden Franken über, und von ihnen wieder zu unsern eleganten Herren, die jetzt wegen ihres bunten Anzugs wie die Schmetterlinge von weit her zu sehen sind. Waren nicht der grüne Jack, ein rother Brustfleck und gelbe Hosen, die Uniform des Hanswurst und aller seiner Brüder? wer zeichnet sich schöner in vielfärbigem Gewande aus, als Herr Harlekin? — wieder eine Extravaganz! Aber, warum habe ich meine Augen so? — oder, warum sind die Leute so? —

Ich war nur wenige Minuten im Saale, da war ein Act vorüber, und Ruhe-Tempo für das Orchester; das acht Violine hatte, und für das übrige Bedürfniss ordentlich besetzt war.

Mit dieser Pause ward es in der gros-

sen Versammlung mit einmal wie Jahrmarkt. Das ganze Parterre und alles im Amphitheater kam in Bewegung. So wie ein aufgestoerter Haufe von Ameisen. Alles lief hin und her und durcheinander, die Herren schleppten Damen, Damen zerreten sich an Herrchens; das hiess man Besuche machen. Das Gerede so vieler Leute durcheinander; da wo man kurz vorher nur Harmonie gehoeret hatte, war eben so, wie im Kirmes-Bauren-Gelage — Kopf und Ohr beleidigend. Was mir aber noch weit unangenehmer, degoutanter, dem Kopfe selbst laestiger wurde, war ein wirklicher Gestank; — der Dunst von Kerzen, von vielen Menschen, Blumen, Parfümerien, Pomaden: womit auch selbst viele Herren noch eingeschmiert waren, das alles durcheinander im verschlossenen Saale war schon in Fæulniss übergegangen. — Es ist doch

sonderbar, dacht' ich, dass die Damen, wenigstens diejenigen welche Reinlichkeit lieben, und für ihre Gesundheit sorgen; die bey jedem Vorfall einer verdorbenen Luft zu Hause ihre Zimmer auskehren, ausluchten, beräuchern lassen, es hier ohne Blödigkeiten zu bekommen aushalten können. Ich bin Mann, der nicht so feine Organe des Geruches hat, und doch wollte ich dieses Uebels wegen lieber einige Stunden in der gröesten Volksversammlung von Bauren - Mäedchen und Jungen seyn, als hier drey Stunden, so lange das Concert dauren mag. Doch, was thut man nicht? was leidet man nicht in der Mode-Welt? Wie viele schöne Damen möegen wol da seyn, die nur um kleinere Füesse zu haben, als die Mutter Natur ihnen gab, den Fuss pressen, einklammern, Hüneraugen erzeugen, dass sie daher nur mit

Schmerzen stehen und kæuerlich das Pflaster auf den Strassen betreten können; wie viele mögen nicht da seyn, die sich so enge einschnüren, mit heimlichen Bandagen zusammen knebeln, dass ihnen das Athemholen schwer wird. Liebe Damen! — alles das ist eitle Eitelkeit! Wenn ich es Euch doch laut sagen dürfte: Ihr gefielet mir tausendmal besser, alle in simpel uniformem Kleiderschnitt von Türken Roben, und in ungekünstelten eigenen ungepauerten Haarlocken: Ihr wisset ja nie, wessen Haare ihr in euere Locken flechtet; ob die Haare eines vielleicht — —. Dann würde Euch der simple, schwarze runde Hut, wie ihn euere Mütter von den edlen Britten entlehnet, auch getragen haben, weit besser stehen, als der Schnickschnack von unsinnigen Hüten und allem Gehaube.

Bey dieser Simplität erspartet ihr

euren Vætern, Gatten, Kindern grosse Summen, die haushælderischen Mænnern oft saure Gesichter abnøethigen, ehe sie für Euch verwendet werden. Wære Euch aber das kein Grund, dann hætte ich noch den unumstøesslichen: Ihr würdet vernünftigen Mænnern noch weit mehr gefallen, als jezt. Simplizitæt im Anzuge erhebt körperliche Schönheit. — Man steckt ja nie einen schönen Stein in ganze Tafeln von Gold, und legt das schöne Gemæhlde nicht in eine Wand von Schnitzwerk und Vergoldung ein, nur in ein kleines Stæbchen. Ihr Schoenen solltet das doch einmal um eueres Besten willen überlegen. —

Ich hielt so mit mir Selbstgespræch, wol eine Viertelstunde lang, bis die Musick wieder anfieng.

Unglücklicher Weise missfiel die Ouverture des Acts einigen tongebenden

Frauenzimmern, die dann anfiengen zu reden, *bon mots* und auch *jolis riens* in Toenen sous la Sourdine zu zuwerfen. Andere æffeten nach, und dabey entstand nach und nach ein so unangenehmes Gewühl, das der wirklich guten Musick wehe that.

Die zuhörenden Liebhaber zischeten, pocheten Piano! mit dem Stöcken; der Kapellmeister gebot auch *Silencium* mit lauterm Tackte. Ein paar Pausen ward es stille, dann fienge das Gemurmel wieder an, damit kamen die mit Grund erzœrnten Spieler so ausser alle Fassung von Geduld, dass ihnen die Galle durch Arm und Bogen gieng, und dass sie im raschen Zorn die Saiten beynah' mit dem Bogen zerschnitten. — Muss irgendwo heraus! dacht' ich, wenn ungezogene Weibsen im Volkshaufe stecken, & un sot, trouve toujours un plus grand Sot!

Boese gieng ich dann vom Saale weg, weil die Musick nur durch die Schuld einiger übelgezogener, waschhafter Weiber verdorben ward. Ich kehrte in den Gasthof, und schrieb da im Tagebuch ins reine, was ich den ganzen Tag über gesehen, und flüchtig in die Tablette hineingeworfen hatte. Nach ein paar Stunden klingelte man zur Tafel. Die Franzosen hielten sich stille, und es gab da nichts von Erheblichkeit, so dass ich nach dem Essen mich wieder in mein Zimmer begab und schlafen legte.

Celebritaet, Gelehrsamkeit, Litterar - Geschmack

Da ich in dieser ansehnlichen Stadt eine weit berühmte Buchhandlung kannte, gieng ich hin, bat mir den neuesten Catalog aus und durchblätterte denselben, um einige Kleinigkeiten zu

kaufen, die ich in die Tasche schieben
kœnnte.

Derweilen kam jemand, dem Ansehen nach ein Gelehrter. Es waren neben dem Patron der Handlung noch ein paar Bediente da. Der eben angekommene fragte den Herrn: ob er ihn nicht einige Minuten allein sprechen kœnne? Der Buchhändler bat den Fremden in ein Nebenzimmer zu treten.

Must auch einer gelehrten Conversation beywohnen, dacht' ich, und gieng aus dem Gewœlbe, nahm draussen vor der Thüre meinen Stein hervor und kehrte wieder unsichtbar zurück ins Geheimzimmer des Buchhändlers, wo eine offene Rolle Manuscript auf einem Tische lag, das den Titel hatte: über die neue Kantische Philosophie.

Ich zog daraus den Schluss: der Gelehrte habe dem Buchhändler dieses Manuscript zum Druck schon angeboten.

ten. Dann während ich eintrat, fieng der Buchhändler seine Antwort mit Achselzücken an. Mein Herr, sagte er: Man redet und schreibt heut zu Tage so viel über Aufklärung, blühenden Zustand der Wissenschaften u. s. w. dass man glauben sollte, wir lebten im goldenen Zeitalter der Griechen und Römer. Ich aber erfahre täglich als Buchhändler, dass wir bald zum bleyernen herabsinken, und vielleicht in fünfzig Jahren ins rostige eiserne kommen werden.

Der Gelehrte. Sie sagen mir da unbegreifliche Dinge, mein Herr, wie ist das wol möglich, da wir so grosse Gelehrte in unserm Deutschland gehabt, und noch haben, deren Schriften den Geist der Nation entwickelt, und bald über alle andern Nationen empor geschwungen haben.

Der Buchhaendler. Da mein Herr,
(II. Bd.)

B

kann Ihnen mein Gewölbe unwiederlegbare Beweise geben; suchen Sie in allen Fachen von Gelehrsamkeit, so werden Sie die Werke der berühmten Leute hier finden. Kommen Sie in einem Jahre wieder, so wird noch alles, wie unverrückt da seyn.

Der Gelehrte. Ist das möglich? das ist unbegreiflich!

Der Buchh. Weil sie niemand kauft, niemand liest, und bald niemand mehr nur davon redet. So ists, bey meiner Ehre, mein Herr! wenn nicht Schulen hier in der Stadt wären, wo einige Jungens noch zu Sprachen gehalten werden, so würde ich Jahr aus Jahr ein, kein lateinsches, geschweige griechisches Buch mehr verkaufen, und alles zu Makulatur machen müssen.

Der Gelehrte. Das wäre doch traurig, wenn in so ansehnlichen Stædten und Provinzen die Wissenschaften so

herabgekommen wären. Sie können freylich aus dem Verkaufe der Bücher den richtigen Schluss machen: dass ohne kaufen, das Publikum sie nicht hat, nicht liest, und sie nicht lesen kann, das ist wahr. Aber, wie kommt das mit der ungeheuren Menge neuer Bücher überein, die von einer Messe zur andern herauskommen? Sie müssen doch auch gekauft werden, sonst würde das Schreiben und Drucken bald aufhören. Das scheint ihrer Klage zu widersprechen.

Der Buchh. Es wird ja in der That noch vieles gekauft und gelesen, aber gewiss nur wenig solides, ernsthaftes. Unsere gelehrt seyn wollenden jungen Herren wissen bald nicht einmal mehr, was Deutschland seit Mannsgedenken für Theologen, Philosophen, Mathematiker, Historiker, Juristen, Dichter u. s. w. gehabt hat.

Schlagen Sie in meinem Universal - Catalog diese berühmten Namen nach, so werden sie gewiss die Werke da eingezeichnet finden; hingegen die neuen Säckelchen von den jetzigen Genies, besonders im Romanen-Fache, die mangeln oft, weil sie immer von der Hand verkauft werden, so dass ich sie wieder verschreiben muss.

Der Gelehrte. Das befremdet mich sehr! Es widerspricht dem allgemeinen Wahne, den man von dem heutigen Zustand der Gelehrsamkeit hat. Es macht ja alles Ansprache auf Wissenschaft; man schreibt ganze Bibliotheken für Kinder, für Bauren, und bald wird noch für Baurenknechte und Bettler, für die niedrigste Volksklasse geschrieben werden.

Der Buchh. Man liest in der That weit, weit mehr als vormals, aber was liest man? Gelehrte Zeitungen, Jour-

nale, Romane und unbedeutende Broschüren. Leute die Ansprüche auf Gelehrsamkeit machen, behelfen sich mit diesem Quark, der den Kopf nicht mehr als eine Pfeife Taback angreift; damit bekommen die Herren Stoff zu Diskursen in Gesellschaften; haben einen Anstrich von Litterar - Kenntnissen und viele Wissenschaften *in Nuce*.

Der Gelehrte. Man sollte sonst glauben, das Lesen der Rezensionen, Journale und Zeitungen, wäre nur Probierstein für die Gelehrten und Sachekenner. Wenn ich ein Buch lese und beurtheile, denn möchte ich wol gerne wissen, was der Rezensent mit seiner Kritik da gefunden und wie er, als Sachekenner darüber urtheilet.

Der Buchh. Das war freylich ehemals der Zweck der Journale und Rezensionen, aber man begnügt sich ley-

der damit, und liest und prüfet das Buch selbst nicht mehr.

Der Gelehrte. Wenn aber die Journalisten die Absicht haben, das Publikum der Mühe des vielen Lesens zu entheben, sie selbst lesen, sich in die Materie einzustudieren, in den Gesichtspunkt des Verfassers setzen, nur die Quintessenz auf wenige Seiten bringen, und dann ihr Urtheil fällen, so ist es doch wolthätige Arbeit für das lesende Publikum.

Der Buchh. Das wäre schön und gut, wenn es nur so geschehe, aber bey hundert Rezensionen werden gemachet, wo der Rezensent nur den Titel des Buches, etwa Vorrede und Inhalt lieset. Die meisten Rezensenten sind heut zu Tage dem Autor aus Freundschaft; oder dem Buchhändler verkauft; wo sie keinen Lohn haben, und doch *pro honorario* die

Bogen anfüllen müssen, da hauen sie darauf los; oder plaudern so etwas, das weder Lob noch Tadel ist, in den Tag hinein. — Kurz! Kritik ist heut zu Tage zum Nachtheil der Wissenschaften ein Handwerk, ein so leichtes Handwerk, das viele treiben, die nicht einmal im Stande wären, etwas selbst zu schreiben, das nicht unter aller Kritik stände. —

Der Gelehrte. Mag zum Theil seyn, da haben Sie recht.

Der Buchh. Ist bey Gott so, mein Herr! Abhandlungen über ein Buch, wo der Rezensent sich zuerst einstudiert, abwägt, überdenket u. s. w. dergleichen kommen nur wenige mehr zum Vorschein, wir haben nicht mehr die Zeiten, wo ein *Moses Mendelssohn*, *Lessing*, *Garve*, *Engel*, u. d. gl. weiträufige, gelehrte Abhandlungen und Untersuchungen einrückten,

Abhandlungen welche die Verfasser der Bücher und die Leser belehreten, und jungen Liebhabern einer Wissenschaft Geschmack und Regeln gaben.

Der Gelehrte. Wir haben doch auch noch Leute, die so was machen können.

Der Buchh. Aber ihre Sachen würden dann nicht gelesen, man will nichts ernsthaftes mehr, nichts zum nachdenken.

Der Gelehrte. Sie mein Herr, sagen mir da nicht viel tröstliches, wäre es also nicht zu machen, dass Sie mir mein Werkgen druckten? —

Der Buchh. Ich kann, Gott weiss es, nicht! — Sehen Sie hier die philosophischen Schriften alle, da im Karzer; ich verkaufe in Monaten nicht ein Blatt.

Der Gelehrte. Wenn ich aber mit dem Honorar billig wäre?

Der Buchh. Was hilft mir das? ich verliere beym Nichtverkauf den Lohn für Setzer und Drucker, und das Papier, das ich alles baar bezahlen muss. Gerne wollte ich Ihnen Honorar bezahlen, wenn ich nur einigen Absatz vorsæhe.

Der Gelehrte. KANT machet nun so vieles Aufsehen, und wird gelesen, warum sollte nicht auch sein Gegner gelesen werden? Ich suche bey dieser meiner Schrift Ehre bey dem Publikum und vielleicht ein kœnftiges Etablissement.

Der Buchh. Das will ich alles glauben; aber das glaube ich nicht, dass *Kant* in der jetzigen Welt einem Verleger grosses Glück mache. Ich bin nicht der Mann, der ihn lesen und beurtheilen kann, aber ich hoerete jüngst ein paar offene Kœpfe, die noch ihren *Wolf* und *Leibniz* inne haben, die

klagen sich einander : dass sie den *Kant* nicht lesen können, weil er eine eigene, ganz neue Sprache habe. Wenn nun gute deutsche Köpfe, deutsche Denker, den deutschen *Kant* nicht verstehen, noch Uebersetzungen und Schlüssel dazu haben müssen, werden denn viele diese Philosophie lesen ? und liest man den *Kant* selbst nicht, wie sollte man denn eine Widerlegung desselben lesen ? —

Der Gelehrte. Ich kann Ihnen keine Zumuthungen machen, und dennoch wäre es mir grosse Hülfe, da ich nun schon einige Tage hier beym Römischen Kaiser bin, und auf der Reise beträchtliches von meiner Baarschaft aufgezehrt habe.

Der Buchh. Es thut mir herzlich leid, dass ich Ihnen nicht willfahren kann. Sie würden doch meinen Schaden nicht wollen.

Der Gelehrte. Aber, wissen sie was, mein Herr? Ich bin doch ein ehrlicher Mann, der von der Feder leben muss; der nirgends Schulden machen will, ohne sie bezahlen zu können. Ich weiss, die Romane sind jetzt bald allgemeine Lecture. Soll ich Ihnen einen solchen schreiben?

Der Buchh. Das liesse sich eher hören, so wenig ich sonst auf Romanen halte, so ist es Zeitgeschmack, und ich muss mich nach dem Publikum richten, wenn ich verkaufen will.

Der Gelehrte. Wollen Sie mir selbst einen Titel geben; oder einen Plan entwerfen?

Der Buchh. Ey! das wäre ja lächerlich, wenn Sie nach meinem Titel ein Buch schreiben müssten. Ihr Herren Gelehrten seyd doch keine Schuster, die über gegebene Leiste zuschneidet und fertig machet.

Der Gelehrte. Ach, wir müssen uns heut zu Tage vieles gefallen lassen, um das liebe Brod zu haben. Lachen Sie so viel sie wollen. Ich habe dem Herrn I. F. W. in Leipzig, während meinem Aufenthalt daselbst, Alphabethe von Romanen geschrieben. Sie als Buchhändler wissen doch: dass der Mann sich gut dabey stehet, grossen Reichthum erwirbt und bald nichts mehr als Romane druckt, wenn auch weiter nichts von Werth darinne steckt, als ein artiges Sujet zum Kupfer. Eben dieser Herr gab mir oft Titel. Wenn Sie also wollen, so geben Sie mir auch einen, dann bringe ich Ihnen in Zeit von acht Tagen eine Probe, aber denn muss ich Sie um ein paar Carolins auf Abrechnung bitten.

Der Buchh. Gut, gut! So könn-
ten wir wol Leute für einander wer-

den. Aber, darf ich fragen: Was für Romane druckte Ihnen Hr. W — ?

Der Gelehrte. Ich schäme mich, es zu sagen, das thue ich meiner Ehre wegen nicht. Aber, glauben Sie auf mein Wort, Herr W — verkaufte sie alle theuer genug, und wird nicht viel Exemplare mehr davon haben. Diesem Herrn hätte ich noch immer arbeiten können; aber, er ist ein karger Mann. *Mundus vult decipi!* Das Denken für alle diese Scribeleyen kostete mich nicht viel; aber doch musste ich sitzen, und meine Hände zum schreiben brauchen, bis ein Bogen fertig war, derweilen bedurfte ich doch Essen und Kleider.

Der Buchh. Ich hätte geglaubt Herr W — bezahlte gut, da ihm seine Romane so stark abgehen; er auch theure Preise machet, wenig oder gar keine Makulatur bekommt, und Jahr

aus Jahr ein, nicht einen Groschen Fracht und Briefporto bezahlt; wie wir andern fremden Buchhändler, nichts tauscht, keinen Bogen von andern Büchern gegen die seinigen an Bezahlung nimmt.

Der Gelehrte. Er bezahlt gewiss sehr schlecht; besonders Leute, die etwa von ihm Vorschuss haben müssen.

Der Buchh. Nu, wir wollen eine Probe machen, geht mir diese gut, so fahren wir fort. Für den gedruckten Bogen in W. Format bezahle ich Ihnen dann eine Pistole.

Der Gelehrte. Sie sind ein Ehrenmann! wir sind Freunde, und damit werde ich mein bestes thun. In acht Tagen bringe ich Ihnen ein paar Bogen zum drucken, wenn Sie wollen, ich habe schon ein paar artige Sächelgen im Kopfe.

Der Buchh. Darf ich fragen: Was für?

Der Gelehrte. Erzählungen aus der alten Geschichte, sind jezt sehr Mode. Ich will eine aus dem neunten Jahrhundert bearbeiten. Den Plan habe ich noch in Leipzig ausgedacht, da aber Herr W —, mir die mehrere Mühe, die ich auf diesen Roman verwenden muss, nicht besser als gewöhnlich bezahlen wollte, so unterblieb die Ausarbeitung bis jetzt. Ich will Ihnen meinen Gedanken kurz mittheilen. Der Titel wird seyn: *Hildegarde*, Koenig *Ludwigs II.* Tochter, Abtissin zu *Turicum*. — Der Plan ist dieser. Ich habe ihn hier bey mir im Portefeuille. — (Er zog eine starkbelcibte lederne Tasche hervor, und nahm einen Bogen heraus.) — Lange unterhielt die Prinzessin geheimes Liebesverstændniss mit *Rupert*, einem Ritter und Hoesling des Koenigs, mit

welchem sie Briefe gewechselt. Minnengesang und Harfenklang des schönen Ritters, womit er oft die königliche Familie ergötzte, fesselten ihm das Herz der schönen *Hildegarde*. Einmal hielt der König, in Gegenwart des ganzen königlichen Hofstaats Turnier zu Turicum, dem damaligen königlichen Hoflager, in welchem *Rupert* sich vor andern Rittern hervorthat und alle besiegte. Der König, die Königin und die zwey Prinzessinnen *Hildegarde* und *Bertha* sassen auf einem erhabenen mit Teppichen behängten Gerüste am Turnierplatze, und bewiesen dem Ritter *Rupert* öffentlich den Beyfall, den seine Tapferkeit verdiente, ja er empfing aus den Händen der Königin einen herrlichen Federbusch, den die Prinzessinnen auf dem Gerüste mit fliegenden Bändern und Schleiffen noch gezieret hatten.

Hil-

Hildegarde vergass im Wonnegefühl das Geheimniss ihres Herzens; ihre Liebe ward an ihr selbst zur Verrätherinn, als ihr trauter Ritter mit gesenkter Lanze und geöffnetem Visier, siegreich sich der königlichen Familie näherte; ihre Seufzer, ihre Blicke erregten Verdacht bey der Mutter. Die Königin entdeckte es ihrem Gemahl, der die Sache geheim hielt, aber die Prinzessin sehr genau beobachtete: um eine seiner Meinung nach unfürstliche Verbindung zwischen einer königlichen Prinzessin und einem edlen Ritter zu verhüten.

Nach Verlauf von wenig Zeit, fand man in einer Kleider-Truhe der Prinzessin unter der Bettspunde, ein paar Briefe des Ritters, die das ganze Geheimnis entdeckten.

Einer dieser Briefe endigte sich mit den Versen:

(II. Bd.)

C

Süesse troesterin, Troeste mine Sinne
 Dur die minne din, In der minne ich brinne
 Von der minne fûre Lide ich sende not
 Hei mûndel rot Wilt du mich nicht troesten
 Sich so bin ich tot.
 Ich wil miner Frowen muoten
 Das si mir genedic si Der vil reinen, der
 vil guoten
 Wer ich gerne nahe bi.

Der fromme Koenig, dem *Rupert*
 sonst lieb war, wollte den Ritter für
 seine Kühnheit nicht anders bestrafen,
 als dass er ihn vom Hofe entfernte.
Rupert musste also seine Geliebte mei-
 den; voll Verzweiflung legte er Helm
 und Lanze ab, verliess den Ritterstand,
 gab seine Güter zu Erweiterung des
 Münsters zu Turicum und ward da
 Canonicus.

Die Entfernung *Ruperts* vom Hofe
 versenkte die Prinzessinn in tiefe Me-
 lankolie, und brachte sie in eine tödt-
 liche Krankheit. Der Koenig wollte
 sie anderwärts vermählen, aber jeder

neue Vorschlag stürzte *Hildegarde* in noch tieferen Herzenskummer. Der König entfernte sie darauf von Turicum auf sein Schloss Balderen am Albis Berg, und gab ihr die Schwester *Bertha* mit.

Die einsame Wohnung, von allem Weltgeräusch und Hofleben entfernt, und das nun einmal zur Melankolie herabgestimmte Herz der *Hildegarde*, wirkte auch auf das Gemüth der Prinzessin *Bertha*. Spinnen, Wirken und Beten, ward ihr einziges Geschäfte; Beförderungsmittel zu kloesterlicher Frömmigkeit, wobey das väterliche und mütterliche Beyspiel auch kräftig wirkten.

Die Prinzessinnen arbeiteten den Tag über sehr fleissig, sie verfertigten sich ihre eigenen Kleidungen, und dann einen prächtigen Tabernakel und Messgewand von Wolle, Seide und Gold

mit Perlen gestickt, in der Absicht, solches einer Kirche zu schenken. Damit gewannen sie die Liebe des Königs wieder, dass er ihnen sein ganzes Herz und alles schenkte.

Wenn nun die Prinzessinnen den Tag über gearbeitet hatten, dann giengen sie am späten Abend, oft zu Nacht, um von niemandem gesehen zu werden, in einsame Gegenden des Waldes zum Gebet. Einst verirreten sie sich in einer Wildniss des Gebürges. Da beteten sie zu den Schutzpatronen *Turicums*, *Felix* und *Regula*, deren Grab zu *Turicum* ist. Miraculoser Weise ordneten diese Heiligen einen Hirschen, der mit leuchtenden Hörnern zu den Prinzessinnen kam, und ihnen die Gegend beleuchtete. Die frommen Schwestern erkannten das Mirakel und giengen dem Hirsche nach, der sie wie ein Laterntrager ins Schloss

zurück brachte. So fort alle Abende bey guter Witterung giengen die Prinzessinnen aus, und jedesmal stand der Hirsch wieder an der Brücke des Schlosses auf die Prinzessinnen zu warten. Dann gieng er fort und immer auf Turicum, wo die Prinzessinnen folgten; er blieb jedesmal auf einer gleichen Stelle, eine Weile unbeweglich stehen, das ward ein Fingerzeig den Frommen: da zur Ehre der Heiligen Martyrer ein Kloster zu bauen. Die Prinzessinnen entdeckten dem König ihren Wunsch. Der König gab Ländel, Leute und Schätze zu Erbauung der Kirche und des Klosters, erhob das Kloster zur freyen Reichsfürstlichen Stift, und *Hildegarde* ward Abtissin. So ward die königliche Prinzessin, deren die fürstliche Sitte, nie Vermählung mit *Rupert* gestattet hätte, endlich in Turegums Mauren geistlich

vermählet. *Rupert* liess ihr nach ihrem Tode ein Epitaphium errichten:
 X. KAL. JANV. HILDIGARDIA VIRGO
 CHRISTI, D. HLUDOVICI REGIS FILIA,
 DE HOC SEculo MIGRAVIT AD CHRIS-
 TUM ET HUMATA EST IN ECCLESIA S.
 REGULÆ ET FELICIS MARTYRUM CHRIS-
 TI, IN CASTELLO THUREGL.

Wie gefællt Ihnen nun Plan und Fiction?

Der Buchh. Gut, ganz gut! aber das ist alles, die Namen ausgenommen, nur aus ihrem Kopfe gegriffen, von *Hildegarde* und *Ludwig* weiss man ja nichts, als dass sie existiert haben, und dass ja *Ludwig* Stifter oder Gutthæter dieses Stifts war. Historische Romane sollten doch auch wahr seyn, sonst kœnnte ich den *Till Eulenspiegel* zum Heiligen oder zu anderm umschaffen. So wird Geschichte Fabel, und bey dergleichen Fictionen,

die Ihr Herren euch erlaubt, werden am Ende Thatfachen des Alterthums auch verdächtig gemachet.

Der Gelehrte. Poetis & Pictoribus — ist ein altes Sprüchwort, wenn Sie alle historischen Romane, welche Titel aus der Geschichte haben, historisch beurtheilen wollen, so sind sie ja bald alle nicht einen Schuss Pulver werth. — Aber, wenn das Publikum sie gerne kauft; sie so haben will? —

Der Buchh. Nu, nu — ich überlasse es Ihnen, dies mit dem Publikum auszumachen. Fahre ich glücklich damit, so machen Sie dann fernerhin in dem Fache, was Sie wollen, ich drucke so lang ich verkaufen kann. Wir wollen dann den Leuten bis zu Narrenspossen herab lügen.

Der Gelehrte. Wollen sehen, das Werkgen will ich etwa dreysig Bogen stark machen.

Der Buchh. Machen Sie, wie Sie wollen.

Damit verabschiedete sich der Gelehrte, gieng ganz zufrieden weg, und ich folgte ihm auf dem Fusse nach, in den Gasthof, wo er in einem Dachstübchen einquartiert war, und wegen der starken Hitze im Gemach Fenster und Thüre öffnen musste, so dass ich eintreten und nach Belieben wieder fort konnte.

Der Mann legte sein Staatskleid ab, zog einen alten Frack an, stopfte eine Pfeiffe, und nahm dann aus einem alten Koffer Papiere, setzte sich damit an den Tisch, und suchte sich etwas heraus. — Das war eben der Roman *Hildegarde*, und noch anders. Während dem flüchtigen Nachsuchen, sah ich noch andere Papiere, die vielleicht auch Pläne und Projecte seyn mochten. Die Rolle Manuscript *contra Kant*.

warf der ehrliche Mann zum einstweiligen Vergraben in den Koffer.

- Der neue Verleger war dem Gelehrten wieder anscheinende Glückssonne, die ihm Seele, Gehirn und Mark erwärmte. Fremd seyn, wenig Geld haben, und doch ehrlich leben müssen, ist doch wahrlich Geist und Kräfte niederschlagend! — In dieser neuen Behaglichkeit dampfte unser Autor mit innigstem Vergnügen seine Pfeiffe, wiederlas seinen skizzirten Roman, und machte sich zur Ausarbeitung bereit. Da war nun weiter nichts anderes, als ein schreibender, zuweilen nachdenkender Mann, ich gieng also fort, wieder auf die Strasse hin, wo mich der Zufall hinführen möchte.

*Geld ist heut zu Tage das
beste Verdienst.*

Kaum war ich ein paar hundert Schritte durch die lange Strasse fortgegangen, so fiel mir ein geputzter Lakai mit einem Kammermädchen auf, die auf der andern Seite der Strasse giengen, aber langsam, und oft schækerten. Aus Mangel eines andern Gegenstands, schritt ich hinüber, und ihnen dann auf dem Fusse nach, um zu hoeren, was sich diese Leute zu sagen hatten. Eine Weile dauerte das schækern und lachen noch fort. Der Lakai hatte eine Karte in der Hand, und das Mædchen fragte: „Du hast da gewiss auch ein Liebesbriefgen?“ — „Freylich so was, ich muss meinen jungen Herren auch ein Schætzchen auf den Ball suchen.“ — Das gab nun neuen Stoff zum Diskurse, und ward für mich Beweggrund, mit

dem Lakai auch in das Haus zu gehen, wo das Schätzchen aufgefordert werden sollte. Endlich kamen wir an ein schönes Haus. Der Lakai drückte dem Mædchen die Hand, liess sein Schätzchen forttrippeln, und gieng in das Haus, das eben offen stand, eine Treppe hoch. Im Unterhause lagen viele Ballen, woraus ich den Schluss machte, dass hier ein reicher Herr wohne. Der Lakai klingelte an einer verschlossenen Thüre, und damit kam gleich ein artiges Kammermædchen heraus: „*bon jour Monsieur Jean!*“ war der Willkomm. *Monsieur Jean* gab der *Mademoiselle Liese* mit dem Handschlag ein Schmætzchen, und damit fieng eine neue Schækerey an. — Ihr Lumpengesindel von Dienerschaft! ihr seyd doch immer der munterste, muthwilligste Schlag von Leuten! dacht' ich, und

sah, dass sich die Leute gut kannten. — Was willst du Monsieur? fragte nun das Mäddchen. — Da ein Liebesbriefgen deiner Mademoiselle. Mein Herr wollte sie heute heurathen; oder an den Ball führen. Bringe mir guten Bescheid, vot Serviteur! — Das Mäddchen verneigte sich wie eine Dame. Auf Wiedersehen! — sagte sie, liess die Thüre offen; gieng in das Zimmer der Mademoiselle, ich mit und liess den Monsieur draussen.

Das Mäddchen gab der Mademoiselle, die eben an der Toilette sass, die Karte, auf welcher die Einladung stand. Mademoiselle las und schien mir etwas verlegen. Sie gieng damit in das Nebenzimmer, und ich folgte ihr, da waren der Papa und die Mama.

Der Herr sass an einem Schreibtisch und die Frau am Fenster bey Strickarbeit. Dem Papa brachte die Tochter die

Karte, die er mit saurem Gesichte las. Er bedachte sich, liess einige Minuten vorbey gehen, ehe er Ja! sagte, endlich kam es noch. Das Frauenzimmer gieng unter die Thüre und sagte dem wartenden Mäddchen: ja, Sie lasse ihr Compliment machen, und schloss die Thüre wieder.

Der Papa. Ich habe zwar gegen den jungen Herrn — nichts, er scheinet mir ein verständiger, artiger Mann zu seyn, aber dagegen habe ich, dass er dir, Caroline, seine Aufwartung machet, das seh' ich nicht gerne.

Madem. Coroline. Es thäte mir leyd lieber Papa, wenn Sie ungehalten würden. Er ist doch einer der artigsten jungen Leute unserer Stadt. Da er mir Höflichkeit erzeiget, so darf ich doch nicht unhöflich seyn.

Der Papa. Es ist Unterschied zwischen Höflichkeit und Gesuch. Du

warst gestern mit ihm im Concerte, und jetzt heute wieder an den Ball, das ist mehr als Höflichkeit. Ich wollte gerne, dass du dem Anfang widerstühndest. Dermalen noch wollte ich dem Herrn auch nicht unhöflich begegnen, es ihm abschlagen; weil ich seinen Vater ohne Noth nicht beleidigen will. Also kannst du dich darüber in Acht nehmen, der Herr — ist nie eine Parthie für dich, das lasse dir ja nicht träumen. Damit knurrete der Papa und schrieb wieder fort.

Die kurze Sentenz des Mannes, der mir nicht sehr nachgiebig vorkam, gieng der Tochter sehr tief ins Herze. Mademoiselle Caroline verliess mit zitternden Thränen die Stube, und gieng wieder in ihr Cabinetten. Die Frau Mama hob sich gleich vom Stuhl auf, folgte ihr nach und ich unter ihren Armen durch, als sie die Thüre schloss.

Schon sass Mademoisell wieder an der Toilette, und die Thränen flossen ihr über die schönen Wangen herab.

Du hast nun Papas Meinung gehöret Caroline; es ist auch meine Meinung. Du weinst, das gefällt mir gar nicht; hätte ich das vermuthet, so hätte ich die Einladung abgeschlagen; dein Weinen gefällt mir nicht, hat etwa das junge Herrchen, oder hast du Absichten?

Madem. Caroline. Ich habe keine, liebe Mama, gewiss jezo nicht, und Herr — hat auch keine andern gegen mich geäußert, als dass er mir Höflichkeiten erzeigt, so wie andere junge Herren andern Frauenzimmern.

Mad. N. Was hast du denn zu weinen?

Madem. Caroline. Es kränkte mich, dass Papa mir Vorwürfe gemacht.

Mad. N. Das geschah' aus guter Meinung für dich. Herr — ist nicht der

Mann, der dir Glück machen würde, wenn er Absicht auf dich haben sollte. Darum sagte dir Papa es noch zur rechten Zeit. Für diessmal liessen wir es noch geschehen, um dem Herrn — nicht unfreundlich zu begegnen. Aber, wenn er wieder kommen, und dich zu Concert oder Ball bitten wollte, so erfolgte gewiss ein Abschlag. Du wirst dich also darnach zu richten wissen.

Madem. Coroline. Liebe Mama! ich bezeuge Ihnen, dass es nichts als Höflichkeit von Herrn — gegen mich ist.

Mad. N. Es kommt so eines nach dem andern, also muss man zur Zeit dem Anfang wehren. Du weist, dass Papa dich mit deinem Vetter — vermählen will, sobald er von seiner Reise zurück kommt. Er ist artig, kriegt ein grosses Vermögen, und so kannst du keinen andern haben, da es schon

schon unter uns beyderseitigen Aeltern
ausgemachet ist.

Madem. Caroline. Liebe Mä-
ma! wollen Sie mich unglücklich haben?
was ist der Vetter anderes, als ein blö-
der Kopf; und eine geputzte Puppe?

Mad. N. Er ist artig und reich, das
ist alles, worauf man heut zu Tage zu
sehen hat und sehen muss. Aus der
schoensten leeren Schüssel, isset man
nichts, wo nichts drinne ist.

Madem. Caroline. Aber, beste
Mama, isset man Geld? was ist Geld
ohne Verstand? Ehe ohne Liebe? Ich
sehe tæglich Beyspiele; kenne unglück-
liche genug, die nichts anders als
das Geld gepaäret hat, die aber un-
glücklich beysammen leben, und nöch
ihre Kinder damit unglücklich machen.

Mad. N. Wenn diese wollten, so
kœnnten sie auch besser leben, das ist
ihre Schuld.

(II. Bd.)

D

Madem. Caroline. Man kann dem Herzen nicht gebieten, wenn das Herz nicht will.

Mad. N. Das sind Jugend-Grillen, Kinderpossen, warum sollte man nicht glücklich leben können, wo Ueberfluss und kein Mangel ist? — Dein Vater ist ja reich, aber du kannst nie einen Mann nehmen der nicht auch reich ist. Man bekömmt Kinder; der Reichthum theilet sich dann auch wieder, und viele Theile machen die Kinder arm. Darum müssen Eltern und vernünftige junge Leute auf Geld sehen, wenn sie glücklich seyn wollen.

Madem. Caroline. Sie liebe Mama kennen den Herrn — beym goldenen Apfel. Der ist ja reich genug, und seine Frau ist noch reicher, also sollten das die glücklichsten Leute in der Stadt seyn. Aber was hilft es ihnen? Er liebet die Frau nicht, hält sich Maitressen

und machet grossen Aufwand. Die Frau hat ihre Liebhaber und brauchet auch ihren Theil; ist das nun Glückseligkeit? sagt nicht jedermann, dass ihr grosses Vermögen abnehme?

Mad. N. Das ist nur ein Beyspiel, aber eines ist nicht alles.

Madem. Caroline. Was ist — bey dem Graben? Er ist ja auch reich und ausschweifend, er liebet seine Frau nicht, die gute Frau muss zu Hause bleiben, sparen, derweilen der Mann draussen mit andern sich lustig machet, spielt und schwärmt; ist das Glück? ærgert sich nicht die ganze Stadt über die Frauen — und — die ihre Mænnen genommen haben, ohne sie lieben zu können, und jetzo machen sie ihre Häuser den jungen Herren zu Taubenschlägen? —

Mad. N. Du kommst mir wol mit dergleichen Beyspielen; wenn die Leu-

te vernünftiger wären, so wäre es auch nicht so.

Madem. Caroline. Ich habe doch die beyden Frauen gekannt, ehe sie verheurathet waren; nie glaubte ich: dass sie zu solchen Ausschweifungen Hang bekommen würden. Woher anders kam diese Veränderung? als, dass sie nicht nach dem Willen ihrer Herzen heurathen konnten. Um des Geldes wegen nahmen sie ihre Männer, ohne sie zu lieben, und so zerstreuen sie jetzo ihren Unmuth, und die einfältigen Männer müssen sie um des Friedens wegen machen lassen was sie wollen.

Mad. N. Das sollte eben nicht so seyn.

Madem. Caroline. Vergleichen Sie alle diese Beyspiele mit dem glücklichen Zustand unsers Vetters bey dem Kaufhause. Ist er nicht der glücklich-

ste Mann , und sie die glücklichste Frau? — waren sie reich? —

Mad. N. Höre Caroline, es ist grosser Unterschied, zwischen *haben* und *noch erwerben müssen*, das erste braucht kein Glück es ist schon da.

Madem. Coroline. Es ist auch noch ein Unterschied liebe Mama, zwischen nichts haben und reich seyn. Das ist mittelmæssiges Vermögen. Das bedarf nur Liebe, Treue, Arbeitsamkeit, und damit kann man auch erwerben, und seinen Zustand auch für Kinder sehr verbessern. Das ist eben der Fall des Vetters und vieler braver Leute.

Die Mutter schien durch diese Schlussrede etwas in Verlegenheit gekommen zu seyn, sie musste wenigstens eine ziemliche Pause halten, da erholte sie sich wieder und sagte dann: du weist nun unsern Willen, wirst gewiss

glücklich leben, und die besten Tage ohne Sorgen haben, er ist ja artig und hat auch Verstand.

Madem. Caroline. Lassen Sie mich lieber unverehlicht. Den Vetter werde ich nie lieben können.

Mad. N. Warum denn nicht? du bist eine Närrinn!

Madem. Caroline. Weil er mir nicht gefällt, weil er nichts weiss, nichts kann, wenig Verstand hat; nichts als Geld! wollten Sie mich dann unglücklich haben?

Mad. N. Du bist ein Romanennärrchen, wir wollen dich eben glücklich machen.

Madem. Caroline. Ich bitte Sie um Gotteswillen. Lieber bleibe ich ohne Mann, ich will und kann ihn nicht ausstehen. (Dabey weinete die gute Tochter.)

Mad. N. Wir wollen es nun gelten

lassen. Aber, das sage ich dir: führe dich vernünftig auf, und lasse dir nicht in den Kopf kommen, dass Papa oder ich Einwilligung geben werden, wenn etwa Herr — mit Gesuch um dich an uns kommen würde, nimm dich also in Acht, ein andermal schlagen wir seine Einladungen ohne anderes ab.

Damit gieng die Dame wieder in die Stube. Die gute Caroline weinte und sass lange, den linken Arm unter die Stirn gestæmmet, und seufzte, dass es mir durchs Herz gieng. —

Gutes Kind! dacht' ich, dein edles Herz dauret mich! Es ist traurig: dass heut zu Tage nur Reichthum der Abgott der Menschen ist; dass das Geld über Tugend, Rechtschaffenheit, Verstand und alles gehet; und dass der schændliche Luxus auch Reiche ungenügsam machet. — Ihr Thoren! die ihr die wahre Glückseligkeit des menschl-

chen Lebens misskennet! wisset ihr nicht einmal, dass der Reiche entweder karger Geitzhals ist: um noch reicher zu werden; oder dass der Reiche auch Verschwender werden kann: wo nicht Verstand ihn immer leitet. Seyt ihr dann mit Blindheit geschlagen, und sehet nie alltag Geschichten, wo Reiche arm werden und Arme reich? sehet ihr nie ein: dass der Besitz grossen Reichtums den Arbeitsfleiss, das Lernen, die Wissbegierde eurer Kinder oft ersticket, sie einschläfert; ihnen Hang zur Pracht, Verschwendung und lüderlichem Leben einflöcset. Erfahret ihr Geldgeitzigen das nicht tæglich: dass der Geitzhals wieder seine Verschwender findet? — Gehet in Werkstætte ehrlicher Bürger, ihr Geldbegierigen, beobachtet da: was bey glücklichen Ehen, bey Eintracht, Liebe, Arbeitsfleiss, Hauswirthschaft aus einem Man-

ne werden kann; was da gute Ehegossen thun können. Da ist oft augenscheinlicher Segen des Himmels, von daher entstehen, von täglich gutem Beyspiel aufgemuntert, wieder gute Menschen; wo hingegen euer Geld viele Lasterhafte machet. — — Dich, gute Caroline! dich erhalte der Himmel bey deinem guten rühmlichen Vorsatze! wenn der Liebling, den du in deinem Herzen hast, vernünftig, arbeitssam und so gut ist, als du es nach deinem edlen Herzen verdienst. Bleibe lieber unverehlicht, als unglücklich. Ehe ohne ehliche Liebe ist eine Furie, die ihre zischenden Nattern um sich her schwinget, verwundet und mit schleichendem Gift tödet. — Dergleichen Gedanken giengen mir bey der Traurigkeit der vielleicht schon gefesselten Coroline durch den Kopf. Nun kam das Kammermädchen in das Cabi-

nette, und die Mademoisselle, die vielleicht auch ihr stilles Selbstgespräch kann gehabt haben, fuhr darüber wie vom Schlafe auf. —

Mademoiselle! Ich glaube Sie schlafen, und müssen an den Ball. Ich würde an ihrer Stelle froher seyn.

Die Madem. Caroline gab keine andere Antwort, als: gehe zum Friseur, er solle nach Tisch zu mir kommen. Damit nahm sie eine Strickarbeit, gieng in die Stube wo Papa und die Mama waren, setzte sich auch neben das Fenster, und arbeitete ohne vieles zu reden. So ward wol eine halbe Viertelstunde Stillschweigen. Der Papa schrieb und rechnete immer fort, und sah' dabey noch murrisch aus. Endlich kam ein Handlungsbedienter, der den Herrn ins Comptoir rief, und weil ich schon genug gesehen und gehoeret hatte, gieng ich voll Mitleid für die gute

Tochter mit fort, zum Hause hinaus,
wieder in meinen Gasthof, weil es bald
Mittag war.

*Ein Reisender erfährt vieles
durch eine artige Wirthin
im Gasthofs.*

Die Wirthin im Gasthofs ist eine artige, gefällige Frau, die ihren Gästen ohne Ausnahme freundlich begegnet und sich mit ihnen unterhält, wenn jemand Sie dazu auffordert. Sie war eben im Speisezimmer, um nachzusehen ob alles in Ordnung wäre. Da sie nun ohne viel Beschäftigung war, so erkundigte ich mich bey ihr: Ob, und wo heute Ball in der Stadt wäre? und um welche Zeit? — Sie sagte mir die Strasse; Abends um fünf Uhr gehe man hin, und mit dem Schlag acht Uhr dürfe keine Musick mehr gehoeret werden; ja kein Licht mehr im Tanz-Saale bren-

nen. Ferner sagte sie: dem Unternehmer würde der Tanz - Saal ohne anders geschlossen, wenn nur nach acht Uhr noch jemand von der Gesellschaft da wäre. Die Obrigkeit habe Verordnete da, die den Musickanten Befehl geben, auch mitten im Tackt aufzuhören, wenn es Zeit seye; man halte darauf sehr strenge. Ich fragte dann die Frau Wirthin: ob sie glaube, dass Herr — zum Ball gehe? Ich war begierig zu wissen, ob er allenfalls im Publikum mit der Mademoiselle Caroline im Gerede wäre. Es geschieht nicht selten in grossen und kleinen Stædten, dass man junge Leute gleich paaret, wenn ein Herr ein Frauenzimmer nur bey der Hand nimmt, oder sie an einem œffentlichen Orte spricht. — Freylich wird Herr — zum Ball gehen; er war gestern mit Mademoiselle — im Concerte, vermuthlich mag er Ab-

sichten auf das Frauenzimmer haben. —

Kennen Sie den Herrn —.

Ich. Ich kenne ihn eben nicht von Person, aber ich wünschte mir Gelegenheit, ihn kennen zu lernen.

Wirthin. Das ist einer von unsern artigsten Herren in der Stadt, der neben seinem Handlungsgewerbe viel studiert. Er soll wirklich ein gelehrter, verständiger junger Mann seyn. Wenn heute nicht Ball wäre, so würden Sie ihn gewiss am Abend in dem Buchladen finden, wo er oft hingehet.

Ich. Gehen Sie etwa auch an den Ball Madame?

Wirthin. Jedermann hat da für Bezahlung von fünfzehn Krützern Zutritt.

Ich. Wollen Sie mir die Ehre gönnen, so gehe ich mit?

Wirthin. Ich habe nicht wol Zeit, doch ein halbes Stündchen. Wenn Sie mir so viel Ehre erzeigen wollen, so

bin ich um halb sechs Uhr zu Dero Befehl, wir finden dann alles beysammen.

Ich. Gut Madam, ich werde mir die Ehre geben.

Eben kamen Leute die uns unterbrachen. Die hœfliche Frau machte uns ihr Compliment, gieng an ihre Geschäfte, und liess zur Tafel klingeln. Es waren wieder fünfzehn Franzosen da, ich ganz allein, und da sie unter ihnen von ihren Angelegenheiten sprachen, so war das Essen meine einzige Beschäftigung. So bald ich damit fertig war, verliess ich die Tafel, sah' im Weggehen den Gelehrten in einem Nebenzimmer an einer zweyten Tafel neben der Frau Wirthin, wo auch die Domestiken der Franzosen und andre Fremde waren. Gut! ehrlicher Mann, dass du einen Buchhändler gefunden hast, der dir nun deiner Hände Arbeit

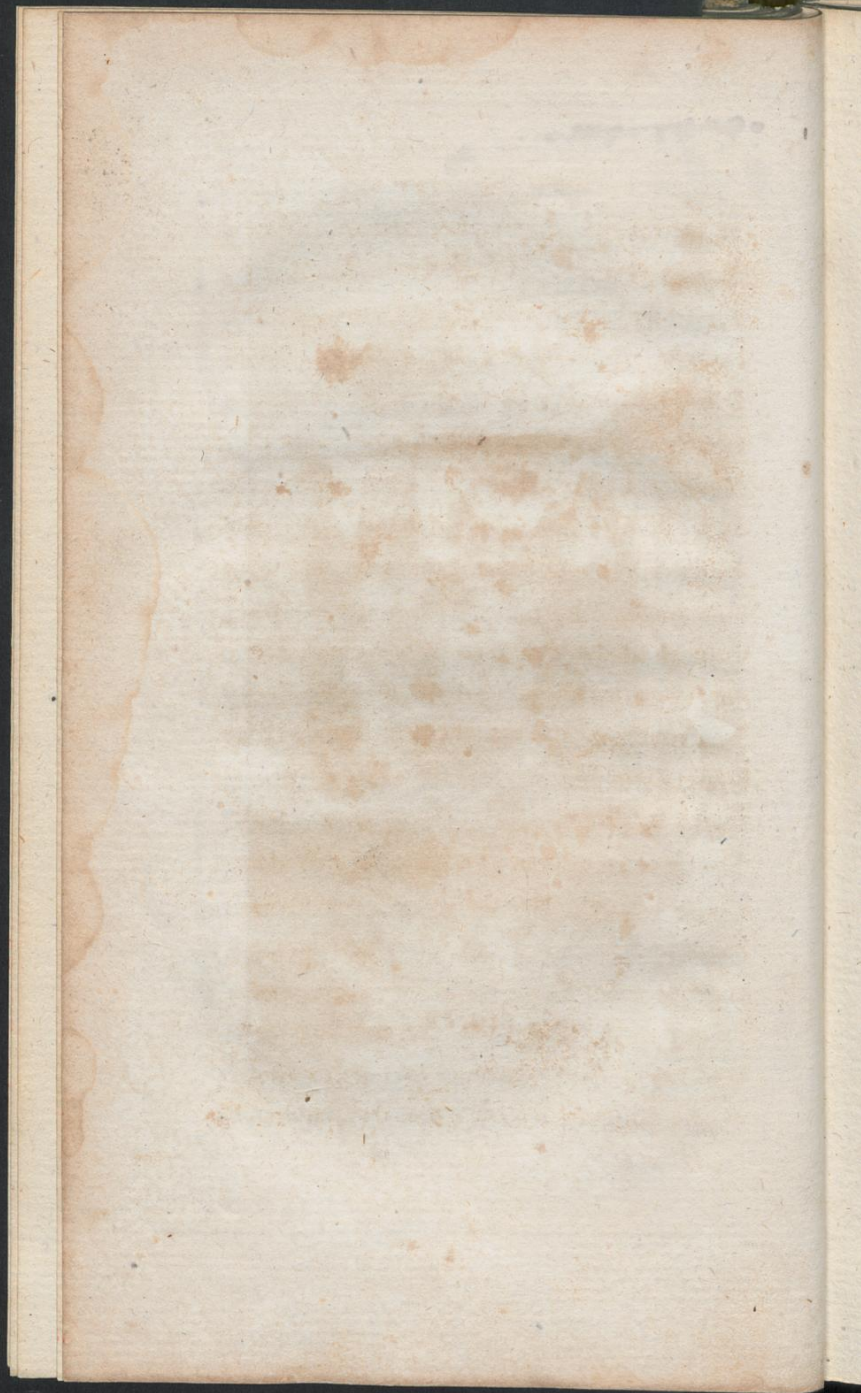
bezahlt, dir Brod giebt, wo dich Philosophie und ernsthaftes Studium hätten verhungern lassen. Du scheinst mir ein rechtschaffener Mann zu seyn, da du dich nach der Decke streckest, und dich bei wenig Geld in der Tasche mit einer geringen Kost genügest; wo sonst die meisten Gelehrten, Künstler und Virtuosen auf Kredit, und auf immer bessere Zeiten hin leben. — Ich schlich die Treppe hinab, machte mich im Unterhause unsichtbar, und auf die Strasse hinaus à l'aventure.

*Man muss im Handel heben,
und lassen koennen.*

Etwa hundert Schritte vom Hause, stiess ich auf einen geputzten Herrn, gerade beym Eingang einer Modeboutique, wo eine wirklich schöne Modehändlerinn war. Der Herr lief hinein, und ich ihm nach. Da war bey meiner

Unsichtbarkeit nur *tête à tête*. — *Bonjour! Bonjour!* liebe Madam, sagte der Herr: geben Sie mir doch geschwind ein parr Handschuhe. Flugs lag ein Pack weisser parfümirter Handschuhe da, und die schöne Kaufmänninn probierte sie dem Herrn selbst an; die ihm, weil der junge Herr es wollte, lange nicht passeten, derweilen sagte er ihr Sachen, die ich ihm eben nicht verrathen will. Kurz! nach langem anprobieren passeten ihm endlich, und ohne zu fragen, nahm der Herr einen Federn-Thaler, drückte ihn der Putzhändlerinn hübsch in die Hand, und gieng mit dem *à revoir* fort. Hätte dich, junger Herr, *Jupiter Pluvius* in eine Nebelwolke mit dem Weibchen eingehüllet, so wäre gewiss die ganze Boutique dein geworden. — Must noch eine Weile da bey der schönen Putzhändlerinn ausharren, dacht'





dacht' ich, vielleicht kommen noch andere Avanturen. Keine sechs Minuten verstrichen, so kam eine Dame, mittlern Alters, die Bänder haben wollte. Die Handelsfrau war sehr geschäftig einige Schachteln vorzulegen, und schwatzte der Dame so vieles vor, dass sie gewiss viel gekauft hätte, wenn sie noch jung gewesen wäre, und nicht schon gewusst hätte, dass gute Handelsleute ihre Waaren müssen anpreisen können. Alles, was die Dame kaufte, waren sechs Ellen hellblaue Bänder, wobey sie auf das æusserste marktete. So muss eines das andere gut machen, dacht' ich. Wenn nur erfahrne, Haushälter - Frauen da kauften, so wäre die Modehändlerinn nicht so schön; so wohl bey Leib, und so geputzt; sie müsste käumerlich leben, oder bankrott machen. Also sind es die jungen Herren, die dergleichen

(II. Bd.)

E

guten Weibchen Brod geben , und guten Markt machen.

Fünffzigjähriges Hochzeit - Jubilaeum.

Als ich meines Wegs weiter fortgieng, wol ein paar hundert Schritte, da begegneten mir an einer Hausthüre zwey Mædchen, die geputzt waren, grosse Blumensträusse vorgesteckt hatten, und bedeckte geflochtene Körbe trugen, die einen starken Geruch von Gebackwerk von sich gaben. Bey eben dieser Thüre giengen sie hinein. Das Haus hatte mir von aussen nicht das Ansehen, dass darinn dergleichen in solcher Quantität sollte gegessen werden. Muss doch auch hinein, und sehen was hier seyn mag. Ich folgte den Mædchen eine Treppe hoch in die Küche, wo alles mit abgetragenen Schüsseln überlegt war, dann hörte

und sah' ich neben hin, in einer geräumigen Stube, eine zahlreiche Gesellschaft; eine Tafel mit jungen und alten und Kindern besetzt, etwa fünf und zwanzig Personen. Alles war frohlich, und was die Mædchen noch herbey brachten, war der Nachtsch. Ich stellte mich sodann in eine Ecke, um genau beobachten zu können. Mitte an der Tafel sass ein alter, dem Ansehen nach etwa siebenzig jähriger Mann, und neben ihm eine eben so alte Frau; beyder Gesundheit glühete noch auf rothen Wangen. Gegen über, und recht und linker Hand, waren jüngere Leute, bis auf kleine Kinder herab, so dass ich gleich sah', dass es ein Familien-Schmauss wäre. Es währte nicht lange, so nahm ein Mann von etwa fünfzig Jahren, der dem alten gegenüber sass, sein Glas, stand auf, und alle Tischgenossen mit ihm, nur

die zwey alten und die ganz kleinen Kinder nicht.

„Lieber Vater , und liebe Mutter !
 „da wir das Glück und das Vergnü-
 „gen haben, Euere zweyte Hochzeit,
 „da Gott Euch nun volle fünfzig Jahre
 „glücklich bey einander gelassen hat,
 „mit unseren Kindern so freudig zu
 „feyern, so wünschen wir von Her-
 „zen : dass Gott, der Euch all' dieses
 „Glück gegeben hat , Euch beyde ,
 „nach viele Jahre bey guten Leibes-
 „kräften erhalten möge! Wir, unsere
 „Kinder und ihre Kinder, danken Euch
 „für alles das Gute, das ihr uns , un-
 „sere ganze Lebenszeit hindurch , er-
 „zeigt habt ; lasset uns alle Euerer
 „Liebe weiter empfohlen seyn.“ —

Damit tranken alle auf Gesundheit der Alten , und die guten Alten danketen mit Freuden - Thränen. Das war mir eine herrliche Szene. Von

Herzen segnete ich die Alten und alles mit.

Dieser Zwischen - Akt machte eine Weile lang allgemeine Stille, endlich fieng der alte Vater wieder ganz heiter an, Ihr lieben Kinder! Gott weiss es: ob ich alter sechs und achtzig jähriger Mann in meinem Leben noch einmal Euch so alle beysammen vereinigt sehen werde. Ihr meine Söhne und Töchter, wisset meinen ganzen Lebenslauf. Nun aber muss ich ihn auch einmal euren Kindern zur Aufmunterung erzählen, damit sie wissen, und jung erfahren: wie man mit Treue, Arbeit und guter Aufführung in der Welt sein Glück befoerdern koenne. — Hoeret nun jetzt ihr Jungen, was ich alter Grossvater Euch erzählen will, seydet aufmerksam, es kann euch in euerm ganzen Leben nützlich seyn. Hoeret jetzt!

Mein seliger Vater starb mir, als ich zwölf Jahr alt war. Er war ein ehrlicher, aber sehr armer Schuhflicker, der meiner Mutter nichts hinterliess, als seinen schlechten Werkzeug, ein elendes baufälliges Häusgen, im Eulenne ste genannt, im Winkelgæssgen; und für einige Thaler schlechtes Leder. Die gute, ehrliche Frau war nun blut arm, konnte das Handwerk nicht fortreiben, sondern gieng als Dienstmagd zu einem Landpfarrer, und gab mich einem geschickten Schuster in die Lehre, theils weil mein Vater schon etwas Werkzeug hinterlassen; hauptsächlich aber, weil ich als kleiner Bube kleine Schuhe und Pantoffeln für Puppen schon artig machen konnte, die ich dann Kindern verkaufte. Die gute Mutter konnte kein Lehrgeld bezahlen, ich musste mich auf fünf Jahre bey dem Meister in die Lehre verpflichten. Nun war der

Meister selbst ein fleissiger, fröhlicher und guter Mann, und ich hatte von meinen Kinderarbeiten her Lust zum Handwerk, damit gewann ich den Meister bald lieb, und er hielt mich gut. Das munterte mich zur Arbeit auf, so dass ich im Lauf von einem Jahr beynah' so gut als ein anderer Knecht arbeiten konnte. Dieses vergalt mir der Meister endlich. Er wäre mir keinen Lohn schuldig gewesen. Dem ungeachtet kleidete er mich vom Fuss bis auf den Kopf, und gab mir von Zeit zu Zeit etwas Geld zu andern Bedürfnissen. Diese Zufriedenheit des Meisters, und da er mich so gut hielt, spornte mich noch mehr zum Arbeitsfleiss an, ich arbeitete so eifrig: dass der Meister es mir oft untersagte, und mich vom Stuhl weg zwang, wenn die Knechte auch aufhœreten. So machte ich als Bube. — (Da machte der ehr-

liche Mann einen Ruhepunkt, und nahm ein Schnäpschen. —)

Nachdem die fünf Jahre vorüber waren, die mir, Gott weiss, wie fünf Wochen vorübergingen, so sagte der Meister: Conrad! du must nun auf Wanderschaft. Das hoerete ich nicht gerne. Ich bin ja eines Meisters Sohn. Thut nichts, sagte er: ein braver Pur-sche muss auch wissen, wie es in der Welt draussen geht. Du hast bis jetzt ungesorgt gelebt, nun must du erst lernen dein eigener Meister zu seyn, wo niemand auf dich siehet und für dich sorget. Wer nichts so erfahret, bleibt ein einfältiger Tropf, wird von Knechten geschoren, und bleibt gerne bey dem alten Handwerks-Schlendrian; die Moden ændern sich immer, und ein guter Schuster muss seinen Leist in die Mode zwængen können, so gut als ein anderer Handwerker, also must du

alles das draussen erfahren. Dann sagte er weiter : kommst du als ein braver Mann, nach drey oder vier Jahren wieder zurück, und gefället dir dann meine Tochter, so kenne ich dich, und kannst du sie haben, wann ihr beyde dann wollet. —

An's Heurathen dacht' ich nicht; weil ich siebenzehnjähriger Bube, oder Geselle war, aber ungern verliess ich den Meister, und weinete bitter. Du must! sagte er: und lachete mich aus.

Der ehrliche Mann brachte mir selbst ein gutes Felleisen in die Stube, Catharinchen! rief er der Tochter, bringe mir die Hemden und Strümpfe für Conrad. — Das waren eben zwey Paare, alles neu. Sieh da, das schenket dir das Catharinchen. Jetzo hole du deine andern Sachen, und packe sie unter meinen Augen. Das that ich, weil er es haben wollte, und in Sa-

chen, wo er es gut meinete, nicht gern Widersprüche hatte. Nun war das Felleisen vollgestoppt, dann nahm er vier Laubthaler aus der Tasche, und gab sie mir. Da hast du noch etwas Reisegeld, damit du Nothpfenning habest, wann du arbeitlos lange wandern müsstest, und dich das Fechten nicht durchhælfte, oder wenn etwa Krankheit, Blödigkeit an Füßen, oder anderes dir etwas Geld noethig machte. Gehe jetzt hin in Gottes Namen!

Nun musst es seyn, und er begleitete mich noch bis ans Thor, nachdeme ich mit vielen Thränen vom ganzen Hause bis zur Katz hinab, Abschied genommen hatte. —

Wo willst du jetzt hin? fragte er mich, als wir ausser der Hausthüre waren.

Weiss selbst nicht, war meine Antwort:

So geh' um den Stadt-Graben herum, sagte er wieder, und lachete herzlich über meine Einfalt. Nahm eine Brieftasche heraus, und gab sie mir. Da drinne ist dein Pass, und die Stædte der Ordnung nach, wo du Arbeit suchen kannst, das ist also dein Wegweiser. Findest du in einer Stadt Arbeit, und eine gute Werkstatt, so erspare dir da wieder etwas Reisegeld, und erkundige dich auch, woher der Meister sein gutes Leder beziehe, und in welchem Preise? — Schreibe du das alles auf. Jetzt Conrad, weissest du schon, wie es unter jungen Leuten und Schuhknechten geht, dass die wenigsten sich etwas vorsparen, sondern alles auf der Herberg durchthun. Hüte dich vor dergleichen Lüderlichkeit, du weissest nie wozu dein Geld in der Tasche dir sehr noethig werden könnte. Geh' jetzt in Gottes Namen, und reise glücklich. —

Der frische Mann hatte doch Thränen in den Augen, und ich weinete laut. Er drückte mir ohne es zu wissen, aus Liebe die Hand so stark, dass ich beynah' laut schrie. Gott behüte euch und euer ganzes Haus, sagt' ich, und schied ab. Der Meister rief mir noch einmal; behüte dich Gott! — und gieng zum Thor hinein, und ich mit beklemmtem Herzen fort, und sah' wol alle zwanzig Schritte wieder nach der Stadt, so lang ich sie sehen konnte.

Ich wanderte durch viele Dörfer, kleine Städtchen und Flecken; focht nur vor schönen Häusern, wo ich glaubte: das man mir ohne viel Betteln's Zehrpfenning geben würde, und so kam ich nach *Nürnberg*, in die grosse, schöne Stadt, gieng auf die Herberg, und ward zu meinem Verdruss zu einem Meister eingeführt, der

nur einen Knecht hatte, schlechtes Leder, schlechten Werkzeug, nichts verstand und schlechte Kost gab. Nur vier Wochen blieb ich da, und gieng dann nach *Erlangen*. Da war keine Arbeit. Ich kam nach *Bayreuth*. Eine junge Wittwe ward meine Meisterin, da bekam ich es gut, arbeitete fleissig, und die Meisterinn war mit mir zufrieden, aber der Alt-Knecht warf desswegen Hass auf mich, that mir alles zu leyd, so dass ich nach vier Monaten wieder weggieng, nach *Gera*, wo ich auch einen Monat blieb. Endlich kam ich in das berühmte *Leipzig*, das von Schustern wimmelt. Da wollte mir die Fabrikarbeit nicht behagen. Du verlernest gute Arbeit, dacht' ich; wirst ein Pfuscher, und kannst dich dann nicht mehr leicht an ordentliche starke Arbeit gewöhnen. Ich machte nur da, wol ein paar hundert gelbe

Saffian Pantoffeln, und fluchte wie ein Türke, dass ich ehrliche Leute betrogen, und Späne zwischen die Sohlen schieben musste, um dem lockern, schlechten Leder Steiffe zu geben. Das trieb mich von Leipzig weg, als vier Monat vorüber waren. Must auch die Preussen sehen, dacht' ich, und gieng nach *Berlin*, und fand bey dem Hof-Schuster Arbeit. Ich blieb ein Jahr lang da, weil ich guten Verdienst bey dem Meister fand, und mich auf Stiefelnmachen legte. Einmal begegnete mir ein lustiger Spass mit dem Koenig *Friedrich Wilhelm*, ich gieng auf die Parade, wo das grosse Leib-Regiment aufzog. Ich junger Laffe vergass mich, und stand vor der Fronte, so ganz allein ausser der Linie der Zuschauer. Der Koenig sah' mich, und rief einem Adjutanten laut, hole mir die Canaille! Dass es mich galt, das

merkte ich nicht eher, bis der Adjutant nahe bey mir war. Ich musste da stehen bleiben und mich dem Adjutant nähern, als er mich rief, um nicht tüchtige Stockschläge zu bekommen. Es ward mir bange, doch besann ich mich: dass man frisch bey dem auffahrenden König seyn müsse. Als ich hinter dem Adjudante, etwa zehn Schritte von dem König war, schrie mich der König durch die Nase redend an; den Stock aufhebend: Wer bist du Canaille? — Euer Majestæt unterthänigster Schuster! antwortete ich ganz frisch! — Sollst mir ein paar Stiefeln machen Canaille, und sie mir selbst bringen. Der Meister hatte nun immer Sachen in Bereitschaft, um den König und den Hof gut zu bedienen. Ich suchte also ein paar Stiefeln aus, machete sie fertig und gieng am folgenden Morgen mit den Stiefeln in

den Palast. Ich wollte selbst zu dem König, weil ich Befehl dazu hatte. Ein Page sah mich mit meinen Stiefeln, und fragte was ich wollte? — Ich komme aus Befehl Seiner Majestät. Der Page trat ins Zimmer und fragte den König, gleich hörte ich wieder: lass die Canaille herein! — Flugs gieng ich zum König.

Kannst mir sie anprobieren.

Ich zog dem König die Stiefeln an, und er walkete damit im Saale herum. Hast sie mir recht gemacht, sagte der König.

Se. Majestät mahleten eben einen Grenadier Lebens gross, so dass ich mich fast vor der Grösse des Kerls entsetzte. Ich wollte weggehen, aber der König sagte: wie gefällt dir der Kerl da? — Ich musste ihn also ansehen. Ew. Majestät können so gute Stiefelleiten machen als ich, antwor-

te

te ich. — Da! nimm den Kerl zum Geschenke, weil er dir gefällt; du sollst meine Gnade haben. Ich eilte und nahm also den ungeheuren Kerl: weil es der König befahl. So hängt er zum Andenken oben in der Stube. Von Berlin weg, gieng ich nach *Magdeburg*, arbeitete zwey Monate. Dann zu *Münster* einen Monat. *Wesel* einen Monat; von da suchte ich keine Arbeit, bis nach *Frankfurt* am Mayn, und blieb sechs Monate. Ich wäre noch länger da geblieben, weil ich einen guten Meister und vollauf Arbeit hatte. Aber, einer meiner Cameraden sagte mir so viel von *Strassburg*, dass ich auch noch hin wollte. Auch da traf mich das Glück, in eine berühmte Werkstatt zu kommen, wo ich etwa neun Monate geblieben. Auf dieser weiten Wanderschaft erwarb ich mir doch etwa fünfzig Gulden an baa-

rem Gelde, unterhielt mir meine Kleider immer gut, und konnte in Strassburg noch etwas guten Werkzeug kaufen. Also kam ich nach Verlauf von etwa vier Jahren wieder nach Hause.

Wieder ein Schnapschen!

Ihr koennet euch leicht denken, ihr Kinder, dass ich beym Heimkommen zuerst meinen Meister gesucht habe. Geputzt, wie ein Herr, kam ich da in dieses Haus, und fragte dem Meister nach. Da, meine alte Grossmutter gab mir zuerst Bescheid, ohne mich zu kennen, und ich gab mich ihr auch nicht zu erkennen; must sehen: ob dich der Meister kennt. Der Meister kam die Stiege herab, als ihm die Jungfrau Catherinchen gerufen, und sah den Herrn in der Küche warten, kannte mich auch nicht, bis ich ihn angere-

det, da fiel er seinem lieben Conrad um den Hals, herzte mich wie ein Vater sein Kind; vor Freuden wusste er nicht, was er zuerst fragen; und ich wusste nicht, was ich ihm zuerst erzählen sollte. Aus dem Catherinchen war über meine Wanderschaft eine schöne grosse Catharine worden. Der bot ich dann auch die Hand; sie ward roth wie Scharlach, und doch freuete sie sich: den *Monsieur Conrad* wieder zu sehen. Eines kam dann nach dem andern, ich musste gleich mit dem Meister zu Mittag essen, und dann erzählen. Inzwischen zeigte ich ihm mein Geld; sagte ihm, dass ich noch guten Werkzeug von Strassburg erwartete, auch Adressen von ehrlichen Kaufleuten habe, die mir aus der ersten Hand, gutes Leder verschaffen koennen. Das alles machte dem ehrlichen Manne so viele Freude, dass

er mir fast wieder die Hände zerdrückte. —

Weist du noch, mein lieber Conrad, oder Herr Conrad, was ich unter dem Thore dir gesagt habe? —

Ja freylich weiss ich es noch, Meister, sagte ich. Nun, sagte er: *Du bist als ein wackerer Mann heimgekommen; hast dich allem nach, ehrlich aufgeführt. Wenn meine Catherine will, und du auch willst, so bist du mein Tochtermann, und ich mache dir dein Glück. Da ich durch Arbeit und Gottes Segen mein Haus und Werkstatt schuldenfrey gemacht habe, und dich da einsetzen kann.*

Es gab darauf wieder eines das andere. Meine liebe Alte da, ward meine Braut, und ihr Vater, der ehrliche Mann, den Gott selig habe, nahm mich zum Kind an; übergab mir gleich

seine ganze Werkstatt, blieb bey uns und behielt nur ein Capital noch in seiner Gewalt. So ward ich armer Schuhflickers Sohn, der keinen Groschen Eigenes von meinen armen, aber ehrlichen Eltern hatte, mit einmal ein Mann und ein glücklicher Mann.

Das alles, liebe Kinder! habe ich nächst Gott dem Glücke zu danken, dass ich anfänglich einen geschickten ehrlichen Meister gefunden habe. Dann, meinem Arbeitsfleiss in der Jugend.

Da ich mein Handwerk gut verstand, und fleissig mit den Gesellen arbeitete, und meine Frau da, mir gut Haus hielt, so vermehrte sich meine Kundschaft von Zeit zu Zeit so sehr, dass ich andern jungen geschickten Meistern noch Arbeit gab. So nahm bey diesem Glücke mein Vermögen augenscheinlich zu. Das alles gab mir frohen Muth, ich sang und piff den ganzen Tag mit

den Gesellen, und die Buben, da euerre Väter sangen auch mit, so dass mich die Nachbarn nur den lustigen Schuster hiessen, und eben diese Munterkeit liess uns beyde da, so gesund und alt werden.

Nun hab ich Euch meine Lebensgeschichte erzählet. Liebe Kinder! denket dem nach, und wenn sie Euch in der Jugend zum Fleiss in euern Arbeiten aufmuntern kann, dann werdet ihr gewiss in der Welt auch glücklich werden. Wäre ich nicht so brav gewesen, so hätte mich die alte Mutter da, nie zum Manne genommen.

Die Kinder horcheten dem alten Manne aufmerksam zu, so lange er mit Feuer und Wärme erzählete. Ich schrieb in meinem Ofenwinkel dem ehrlichen Manne von Wort zu Wort nach in meine Tablette.

Als der Mann die lange Erzählung

geendet hatte, schenkte er der alten Mutter ein Gläschen ein, füllte seinen Becher und trank auf Glück und Wohlergehen der Kinder, ihren Vätern und Müttern zu.

Das war mir doch eine freudige Szene. Gerne wäre ich noch länger da geblieben, aber, die Zeit rückte heran, dass ich mit meiner Frau Wirthin, wie abgeredet war, an den Ball musste. —

Der Ball.

Ich eilte was ich konnte wieder in den Gasthof, um mich noch ein wenig zu putzen, gieng dann auf die verabredete Zeit in die Gaststube und fand schon da meine artige Frau Wirthin im einfachen weissen Anzug; im kleinen Hütchen, ohne Buschwerk, Blumen oder Federn, ganz simpel aber zum Gefallen.

Sehr um Vergebung bat ich meine

wartende Dame, die derweilen von zween der Franzosen unterhalten ward. Als wir weggehen wollten, kam der eine und wollte ihr den Arm geben. Sie verbat es sich aber, und sagte: da diesem Herrn habe ich mich heute schon verpfändet. Ich schlang mich durch ihren Arm, und wir flogen zum Ball, wohin die Franzosen neben her hüpfen, gehend trillerten und sangen.

Bald waren wir da. Unterwegs erkundigte ich mich nochmal über den Zutritt für Fremde; über Zahlung und so weiter.

Lassen Sie nur mich für das sorgen. Sie sind fremd, es wird sich alles schon finden, erwiederte die Frau. Derweilen kamen wir die Treppe hinauf, gerade auf die Thürschwelle des Saales, da eben eine Allemande angefangen wurde.

Da, ein paar Schritte inner dieser Schwelle wollte ich die Posi-

tion zum Eintritts-Complimente für die ganze Assemblée nehmen. Unerwartet, zu meiner Verwunderung; ohne zu raisonnieren, zu fragen, zu bitten, kurz! ohne Complimente packte mich das Weibchen flugs bey der Hand zum Tanz ins Gewirr von Leuten. — Aus war der Tanz, und gleich wieder einer; ich musste fort, und erst darauf brachte der böse Geist das Walzen noch hinten drein, und die flinke Frau packte mich unter den Armen an der Weste so fest an, wie ein Geyer sein Lämmchen. Ich musste fort, und sie walzte mich, da ich sie nicht gut walzen konnte, so: dass mir beynah' sehen und hoeren vergieng. Dringend bat ich sie: doch inne zu halten. Fürchten Sie sich nicht; ich lasse Sie nicht schwanken: sagte sie lachend. Mit geschlossenen Augen und mit Angsthaftigkeit, sprang ich taumelnd nach, bis

an ihr Ziel, wo sie einen Stuhl sah', auf dem Sie sich setzen wollte. — Zum Glücke für mich fanden sich zweeen leere Stühle, wo die muthwillige Frau sich auf einen warf, und mich taumelnden rief, auch niederzusitzen. Laut lachte sie über mich, und hatte so viele Freude über meinen Taumel, dass ich endlich auch von Herzen mit lachen musste.

Was ein junges, munteres Weibchen für tausend Schwänke im Kopf hat, dacht' ich. Ihre Munterkeit machte mich auch munter, und verbannete meinen Hypochonder so, dass ich noch gerne wieder mit ihr getanzt hätte, wenn nicht die wirbelnden Walzer mir den Muth genommen hätten.

Wollen doch auch sehen, wo unsere armen Franzosen sind: sagte die Frau nach einer Weile. Sie können nur mit wenigen Leuten reden; sie ken-

nen keinen Menschen. Ich muss sie doch auch zum Tanze auffordern. Ich bitte Sie, sehen Sie sich ein Wenig nach ihnen um mein Herr: ob sie nicht etwa einen sehen, und bringen Sie ihn hier, ich bitte Sie höflich. —

Ich machte eine Tour den Wänden nach, und fand meine beyden Franzosen, noch nah' an der Thüre, und sagte: Ich habe Auftrag von der Frau Wirthin, Sie meine Herren zu ihr zu bitten. — Die Franzosen kamen, und nun machten wir wieder eine Cotterie aus, mit noch ein paar anderen Damen, die, derweil ich weggegangen war, sich zu der Frau Wirthin gesellet hatten.

Die Frau Wirthin war so höflich, gleich die Franzosen zum Tanz auffordern. Der erste nahm es an, und fort mit ins Wirrwarr von Tänzen. — Wir zween andern blieben an den Stellen und unterhielten diese zwey

Frauenzimmer, die sich über mein Walzen lustig machten: weil es die Frau Wirthin ihnen erzählet hatte. Diese eben so muntern Damen erboten sich: auch mit mir zu tanzen; da sie wohl vermuthen konnten, dass ich es nicht mehr wagen würde. Das alles belebte unsere Conversation, und gab eine Weile Stoff zu recht munteren Schäkereien.

Nun fiengen die Contertänze an. Zwey Herren kamen, und hatten die Höflichkeit uns zu fragen: Ob die Damen neben uns zum Tanze gebeten waren? — Da wir ihre Frage mit Gegencomplimente verneineten, so baten sie diese Damen, und nahmen sie fort zur Anglaise, und unsere Frau Wirthin blieb auch an der Reihe.

Zufall gab es, das Mademoiselle Caroline neben die Frau Wirthin zu stehen kam. Das machte mir vieles Ver-

nügen, und ich bewunderte den simplen Anzug des mir nun bekannten Frauenzimmers um so da mehr, weil ich wusste: dass sie eine der reichsten und angesehensten Töchter in der Stadt war. Ich fiel gleich auf Vermuthung: der ihr vorüber stehende, seye Herr — der sie an den Ball geführt; ihr geheimer Liebhaber. Ein sehr schöner junger Mann, auf den meine Augen lange geheftet waren, als ich ihn mit vielem Anstand mit seiner Caroline tanzen sah. —

Der grosse Haufe der Tänzer und Gesellschaft war wol zwey hundert Personen, auch da fiel mir der buntschekige Putz der Damen wieder so wie im Concerte auf, und die meisten Herren waren eben so Mode-Laffen, zum Schimmer in Spinnweben Zeug von Silber und Gold einballiert, und glänzten wie die Goldkäfer.

Die Einrichtung des Tanz-Saals gefiel mir desto besser. Es ist ein hoher grosser Saal, mit einem Balkon über dem grossen Eingange wo die Musick ist. Das grosse etwas abhänge Quarre des Saales war mit drey Kronleuchtern von Krystall beleuchtet, und die Wände; vier Mauren, deren Flächen Felder haben, sind mit Basreliefs von Stuckarbeit in Tropheen dekoriert, und haben leichte Vergoldung. Hoch oben an der gewölbten Decke, befinden sich Fenster und Zuglöcher, wo der Dunst von Leuten und Lichtern ausgehet. Neben an dem Saale ist ein Apartement, wo ein Kaffetier, Thee, Limonade und andere Erfrischungen hat. Beym Eingange an der offenen Thüre hängt eine Tafel, wo die Taxe für alles und jedes steht. Wer also etwas geniessen will, geht in das Apartement und weiss schon am Eintritt

was er geniessen will, und was er zu bezahlen hat.

Als eine Anglaise vorüber war, kam unsere Frau Wirthin mit ihrem Tänzer wieder an die Stelle, wo sie uns verlassen hatte. — Ich fragte sie: wer das Frauenzimmer gewesen, das Linkerhand neben ihr getanzet? Sie sagte es mir, und that noch hinzu, ihr Tänzer wäre eben der Herr — dem ich nachgefragt habe. Das gab uns Stoff zum Diskurse, wo sie viel Gutes von Mademoiselle Caroline sagte.

Nachdeme nun meine Tänzerinn eine Viertelstunde Rast gehalten, fragte sie: Ob wir noch hier bleiben wollen? sie müsse nun nach Hause, ihre Geschäfte zu besorgen. Ich bat mir die Ehre aus, sie begleiten zu dürfen. Bleiben sie hier, sagte sie, wenn es Ihnen noch Vergnügen machet, ich finde draussen einen Domestiken, der

meiner wartet, und mich sicher nach Hause bringt. Das wollte ich nicht, gieng mit der hoesflichen Frau, und die Franzosen blieben.

Auf der Strasse, als wir bey einem Hause vorbeey kamen, hoerete ich ein entsetzliches Gelerme und schreyen. — Mein Gott! was ist das wol? fragte ich. — Auch Ball, sagte sie. Da ist ein lüederlicher Mann, der tæglich be- rauscht nach Hause kommt; dann wie ein Besoffener tobt und lærmt, und zuweilen noch Weib und Kinder prügelt. Weil es nichts anderes war, und wir da keine Polizey zu machen hatten, giengen wir fort, in den Gasthof, wo die Frau ohne weiters ihre Geschäfte besorgte.

Als ich nachher gefragt: wo ich die Entrée zu bezahlen hætte? sagte sie: Mein Herr, das ist ausgemachte Taxe, die Person bezahlt fünfzehn Kreutzer für

für den Saal, Musik und Licht. — Ich fragte: ob sie bezahlt habe? — Da ich als Wirthinn oft Fremde mitbringe, so kennet mich der Unternehmer, und læsst immer die Bezahlung bey mir einziehen. — Ich bat also, dass ich meine Schuld an sie abgeben dürfte, bezahlte, und so kostete mich dieser Ball, mit einer Dame, dreyssig Kreuzer. Das ist wohleingerichtete vernünftige Jugendfreude. Hätte meine Tænzerinn und ich etwas Erfrischung genommen, so wære mein ganzer Aufwand kaum auf einen Gulden mit dem Entreegeld gekommen.

Es kommt also nur auf vernünftige Einrichtung an, so kann die Stadtjugend Ergötzlichkeiten haben, ohne grossen Aufwands benöthigt zu seyn; ohne Luxus, der den Vætern, und Ehemännern læstig wird, sie zu Klagen zwinget, und die Obrigkeiten nö-

(II. Bd.)

G

thigt, Einschränkungen zu machen, damit sich nicht viele Familien nur durch Lustbarkeiten zu Grunde richten.

Der Genuss des Lebens, und die Freude ist auch eine Bestimmung des Menschen, das ordentliche Mittelding zwischen Beten und Arbeiten. —

Nepotismus der Hoch- und Wohlgebornen Herren. — Der Mann muss und kann eine Beamtung haben.

Dein gestriges Promenieren au Hazard, hat dir doch ein schönes Tagewerk von Geschichtgen und Beobachtungen verschaffet. Nun will ich auch heut wieder auf gut Glück hinaussehen. Bey solchem Raisonniren as ich mein Morgenbrod, dann schlich ich mich hinauf zum Dachstübgen des Gelehrten.

Verschlossen war die Thür, draussen hörte ich nichts; ich guckte durch eine Spalte der Wand, sah meinen Mann, wie verklärt, in Dampfvolken von Taback, weil die schöne Morgen-Sonne alles durchs Fenster hinein beleuchtet hatte. Mit kurz an den Mund gefasster Pfeife, das Kinn auf Arm und Ellenbogen gestemmet, meditierte er noch in der schmutzigen Schlafmütze. Ihn so gesehen, ohne hinein zu können, liess ich ihn wie jede Amsel im Käfig dichten, gieng fort mit meinem Stein in der Hand auf die Strasse. — In Kreuz und die Queer gieng ich fort, und kam auf ein Haus mit offener Thüre, das mir wegen seiner Schönheit ins Auge fiel. Ich stieg die Treppe auf, als eben ein Bedienter aus der Küche kam, und den Kaffee in ein Zimmer trug. Mit diesem trat ich auch ins Zimmer, und zu meiner Frey-

de erkannte ich gleich denjenigen Senator von höchstens fünfzehn Graden Verbeugung auf dem Rathhause, der nahe bey dem Bürgermeister sass, und wie eine Schlafmütze raisonnierte. —

Gut, dass du auch den Mann *en robe de Chambre* siehest. Die Leute nur einmal in ihrer Oberfläche übersehen, und dann gleich beurtheilen, wie es viele Bücherschreiber thun, das hat schon manchen sündenhaften Trugschluss gemacht, der der Verläumdung nahe kommt.

Der Hochwohlgeborne Herr promenierte im Schlafrock, und war so in Seide und in einer Staatsperücke geputzt, um jedem Audienz geben zu können, der gekommen wäre. Die Gemahlin war auch *en negligé*, aber elegant in einer Horia-Haube, mit kostbaren Spitzen; daher machte ich gleich den Schluss: Entweder hat die-

ser Herr Senator eine sehr einträgliche Staatsbedienungs, oder er ist reich, oder von einer mächtigen Familie, und muss zur Ehre seines Standes reich thun. Das eine wie das andere klassificiret heut zu Tage. — Must Geduld haben; wird sich wol noch zeigen, dacht' ich. Während meines Selbstgespräches, zog der Herr eine seidene Schnur, die im Mittel über den Kaffee-Tisch hieng, zweymal. Flugs rasselte es draussen, als wenn Poltergeister kommen würden. Thür auf, Thür zu! schreyen, miauen, und lachen — — und zur Thüre hinein. — Das war die Familie des Herrn; drey Buben oder junge Herren, dem Ansehen nach, von fünfzehn, sechzehn und siebenzehn Jahren. Diese Herrchen hatten also ihr *Musaeum* mit lärmendem Schäckern verlassen.

Ihr grobe Toelpels! — Was machet ihr für Gefäerme? war die Apostrophe

des Herrn Papa, und nach einer Pause — wenn nun jemand fremder käme, und sähe, dass ein Senator solche wilde Buben hätte, ich müsste mich schämen. Die Tölpels, wie in einem Kommando, Halt! — zogen die Mü-zen vor sich über die Nasen herab, mit beyden Händen gefüllt, machten Bücklinge etwa in acht Grade, aber so schnell wieder zurückprellend, wie ein gebogenes und wieder stracks zurück gelassenes Rohr; blitzschnell guckten sie sich mit verzogenen Gesichtern an, und verschlossen ihr Gelächter im innersten des Brustfleckes. Aus diesen Gebärden sah' ich, dass die Herren dergleichen Apostrophen gewohnt waren; dabey blieb es nun, und niemand sagte kein Wort mehr.

Die Dame goss derweilen den Kaffee in die Schalen, und der Bediente gab dem Herrn und der Dame Stühle, und

die jungen Herren schlenderten die ihrigen selbst zum Tische hin, warfen sich darauf nieder, noch ehe Papa und Frau Mäma sich recht niedergelassen hatten. Darauf verliess der Bediente das Zimmer, und kein Wort ward geredet, bis der Kaffee getrunken war. Ich physiognomisierte derweilen die Leute, und fand neben anderm, dass ich dergleichen Gesichter, wie die jungen Herren hatten, schon auf dem Ball gesehen hatte.

Nun fieng das Gespräch an. Höre Franz! sagte der Herr Senator, gehe diesen Morgen, so bald du schön angezogen bist, zu dem Herrn Rektor, mache ihm mein Kompliment, und sage: dass du nun genug studiert habest, und jetzo auf Reisen müssest; danke ihm höflich für die Bemühungen, die er mit dir gehabt.

Die Anzeige von Reisen, nicht mehr

studieren, machte dem jungen Herrn sichtbare Freude, aber desto mehr zeichnete sich Perplexität auf den Gesichtern der zwey andern aus, da sie der Abschied aus dem Kollegio nichts anging. Alle drey wollten darauf in Diskurse mit dem Papa eintreten, aber der Herr sagte kurz: zieh dich jetzt an Franz! du sollst dann meine weitem Entschliessungen auch wissen.

Der Herr schien mir gegen die Jungen kurz von Worten zu seyn; alle drey verliessen gleich nach genossenem Frühstück das Zimmer, und giengen stiller fort, als sie angekommen waren.

Frau! sagte der Senator, ich habe gestern mit einigen meiner Freunde geredet, und es scheint, dass innerhalb ein paar Jahren Veränderung in unserer Kanzley-Director-Stelle vorgehen werde. Ich will desswegen unsern Franz etwa ein Jahr lang reisen las-

sen, damit er dann, wenn er zurück kommt, in die Kanzley gehen koenne. Kommt die Vakanz, so kann ich mit Hülfe meiner Freunde ihn da unterbringen, und so wird er ohne anders für den Staat und für sich selbst ein erzogener Mann.

Madam. Das ist mir wol recht, aber, weiss Franz auch schon genug für die Kanzley? und weiss er auch schon so viel, als einer wissen muss, wenn er auf Reisen will? Wir Frauen verstehen zwar von all dem nicht viel, aber

Senator. Ja, lasse du nur mich für dieses sorgen! Wenn Franz noch Jahre lang im Kollegio bliebe, was koennte er da lernen? Das Griechische, Latein und Philosophie, und was da mehr seyn mag, hilft ihm nichts zum Staatsmann, ich brauchte das alles auch nicht; mit all diesem Zeug verderben

junge Leute nur viele Zeit. Ein anders ist es mit dem Johann, der Professor und Kanonikus werden soll, der kann wohl noch einige Jahre auf der Schulbank bleiben. Er muss Orationen und Disputationen halten. Mit Karl, wird es sich auch bald zeigen, ihn kann ich durch meine Freunde und eine Heurath schon in den Rath bringen, weil Franz nach meinem Projekt ihm dann nie in den Weg kommt.

Madam. Das lasse ich mir wohl gefallen, aber ich Sorge nur, Franz sey für eine weite Reise noch zu jung und zu unerfahren; ich fürchte, es koennte ihm desswegen etwas Leids geschehen.

Senator. Mit Geld kommt man aller Orten durch die Welt! Es kostet ihn wol etwas mehr; aber ich kann es um desto eher auf ihn verwenden, weil ich eine gewisse Versorgung für

ihn vorsehe, wenn wir diese Gelegenheit nicht verabsäumen. Das ist's, warum er seine Reise beschleunigen muss, und dass ich nicht länger warten darf, weil sonst des Senators N— Sohn, dem der Bürgermeister gut will, an diese Stelle kommen könnte. —

Während des Gesprächs kam Herr Franz, schön geputzt herein, und sagte: jetzo, Herr Papa! will ich zu dem Rektor.

Nun so gehe, sagte der Papa, aber mache deine Sache auch manierlich und artig, hast's gehört? —

Herr Franz gieng fort, und da ich diesen Abschied gerne hören, und auch den Rektor sehen wollte, gieng ich mit heraus gerade in's Rektors Haus. Unterwegs that Herr Franz, wie wenn er schon auf Reisen wäre, stolz und jung; er bemerkte niemanden auf der Strasse, auch diejenigen

nicht einmal, die dicht an ihm vorbeys giengen, ihn etwa grüsseten, oder etwas entfernter den Hut abzogen. Das machte mir um so mehr Aerger, weil ein paar dem Ansehen nach ehrbare Bürger bey dem Laffen vorübergiengen. So kamen wir nun ins Haus des Rektors, Franz wurde da von einem Mædchen gemeldet, und gleich in das Zimmer eingelassen.

Was weiss ein gelehrter Schulmann: Was ein Senator wissen soll?

Der Rektor empfing den Herrn Franz freundschaftlich und fragte ihn: Was er wolle?

Herr Franz. Magnifice Rector! Ich habe Ihnen viele Complimente von Papa, er læsst Ihnen sagen: dass er den Entschluss genommen habe, mich

jetzo auf Reisen zu lassen. Also bitte ich, Magnifice Rector, dass Sie mich der Kollegien entlassen möegen. Ich danke Denenselben für alle Gewogenheit, die Sie für mich gehabt haben.

Rector. Ich kann gegen den Willen des Herrn Papa nichts, aber es thut mir leid: dass Sie als ein junger Herr, der zum Dienst des Staats bestimmt ist, das Kollegium eben zu der Zeit verlassen müssen, da es Ihnen erst von Nutzen werden könnte. Sie sind nun eben in der Philosophie initiiert, und es schadet doch nichts, wenn die jungen Herren, die Staatsmänner werden sollen, in der Jugend richtig denken lernen, und den Kopf aufheitern.

Franz. Das mag eben die Absicht seyn, dass Papa mich auf Reisen schicken will.

Rector. Das wünsche ich, wenn jetzt schon gereiset seyn muss. Ich

will Ihnen also den Rath eines Freundes mit auf die Reise geben. Sie sind Sohn eines angesehenen Rathsgliedes, und widmen sich auch dem Staate; also werden Sie wohl auf eine Universität gehen. Da erwarte ich, und hoffe, Sie werden dann diese Gelegenheit benutzen, und den Kurs von Philosophie, den Sie bey mir angefangen haben, vor allem mit Eifer fortsetzen, und daneben auch Statistik, Kameralwesen und das Recht studieren. Das alles ist einem Staatsmann unumgänglich nothwendig, wenn er mit Ehren da stehen will; und da ihr Herr Papst reich genug ist, Sie auf einer solchen Reise überflüssig zu unterstützen, und nicht auf Ersparung von einigen hundert Thalern sehen wird, so rathe ich Ihnen, neben den öffentlichen Collegien, noch Privatissima anzuhören; weil sich dann die Professoren mehr

Mühe geben, Lern- und Wissbegierige zu unterrichten. —

Franz. Ja, ich denke wol, ich muss nun erwarten, was Papa mir desshalb noch sagen wird.

Rektor. Sie wissen also noch nicht, was Herr Papa desswegen Vorhabens ist, oder wohin Sie sollen?

Franz. Nein, muss erst noch erwarten.

Rektor. Nun, weil Sie reisen wollen und müssen, so gebe Ihnen Gott Gesundheit und Glück, und ich wünsche, ihrer und des Vaterlandes wegen, dass Sie ihr Geld und die Zeit wohl anwenden, und die Lehren verdienter Mænnen, die Sie ausser Landes sehen können, so benutzen, das Sie mit Kenntnissen und Welterfahrungen zurückkommen, und dann als ein geschickter junger Mann dem Staat nützlich werden.

Damit gab der Rektor dem jungen Herrn die Hand, drückte sie herzlich, und liess ihn mit nochmaligen Segnungen fort.

Der Rektor that, was ein Biedermann und Gelehrter für einen Schüler thun kann. Mehr konnte er nicht, als guten Rath geben. Ich segnete den Mann dafür, und gieng mit Herrn Franz wieder fort nach Haus, um den Herrn Senator noch einmal zu beobachten. Der gute Rath und die kurze aber hinlängliche Belehrung des Rektors gieng dem jungen Herrn, wie es bey den meisten jungen Leuten geht, zum Ohr hinein und flugs durch, oder in den Magen; einmahl Herr Franz hüpfte munter durch die Strasse fort nach Hause, so dass ich meine Schritte verdoppeln musste, um wieder mit zu kommen. Sans Façon ins Haus, in die Stube des Herrn Senators, wo der Herr allein war,

war, und um sich die Zeit kurz zu machen, im Vademecum Histœrchen las.

— Was sagte nun der Rektor?

Hr. Franz. Er læsst Ihnen sein Compliment machen, und sagte: Er hættee gewünscht, dass ich den Cursum philosophicum noch længer fortgesetzt hættee.

Senator. Das sind Narrheiten! du musst kein Pfaff werden, wozu Philosophie? Ich bin ohne Philosophie in den Rath gekommen; ich weiss wohl, es sitzen dergleichen Philosophen im Rathe, die alles Recht verdrehen und schwatzen kœnnen, wie die Bücher; das alles hilft dir nichts, du kannst deinen Verstand sonst brauchen, und musst eben kein solcher Spitzkopf werden.

Hr. Franz. Auch sagte der Herr Rektor ferner: Er hoffe, ich werde auf eine Universitæt gehen, und eben da
(II. Bd.) H

Philosophie, Statistik, Cameralwesen und das Recht studieren, da ich mich dem Staat widmen müsse.

Senator. Das sind lauter gelehrte Grillen; was weiss ich, was das für neue Modesachen sind: ich hab' es doch ohne dergleichen Narrenspossen weit genug gebracht. Du kannst auch ein Mann werden, in Ansehen kommen, wenn du mir folgest, und nur deine Reisen wohl nutzest. Ein Gelehrter ist was anders und ein Senator etwas anders.

Hr. Franz. Aber, lieber Papa! was will wohl das sagen: Statistik, Kameralwesen? Das Recht weiss ich schon.

Senator. Gieb mir *Hübners Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexicon*, wir wollen sehen. —

Damit öffnete Herr Franz einen

prächtigen Schrank, wo einige Bücher waren, und nahm Hübner heraus. — Der Herr Senator schlug auf. — *Statistik!* — ist nicht da, du mußt es unrecht gehöret haben, oder der Rektor sagte es unrecht. Doch da kömmt so was æhnliches: wollen sehen „*Statisten*“ heißen diejenigen, so dem „Staat wohl vorstehen, und ihre Anschläge der Zeit nach wohl einzurichten wissen. Auf lateinisch *Politici, publicarum rerum periti.*“ — Wenn’s das ist, was braucht es Studierens? Ich mußte es ja nicht studieren, um Senator zu werden. Freunde haben mich zum Senator gemacht, und als Senator bin ich ja Statist, weil ich auch dem Rath vorstehe, und zu allen Zeiten rathen muss. Da siehest du, dass Gelehrte oft wunderbare Sachen schwatzen; eine eigene Sprache haben, die nichts anderes sagen will, als was wir

andere vernünftige Leute mit andern Worten auch sagen.

Hr. Franz. Aber was ist wohl Kameralwesen?

Senator. Wollen auch sehen, wird wohl wieder so was Schnickschnack seyn. — Er fand, und las: „Cammer, Cammergerichte zu Wetzlar, Cammergerichtsvisitation, Cammergüter, Cammerherren am kaiserlichen Hofe, Cammerstein, Cammerstück, Cammervisitation, Cammerzieler, Camonica. Wer tausend weiss, was das ist? Ich finde da auch nichts von Kameralwesen. Das ist nichts, so wenig als Statistik! Herr Hübner war doch auch kein Narr, und hätte es wohl gewusst, wenn so was wäre. — Wollen doch noch lesen: ob was unter diesen Titeln seyn mäge „Cammer, *Curia* „*Fisci*, also nennet man diejenigen

„Collegia an fürstlichen Höfen, dar-
 „inne die Verrichtungen, so das Hof-
 „und Hauswesen, in gleichem die Ge-
 „fälle und Einkünfte eines Fürsten be-
 „treffen, von den Kammerräthen, Se-
 „kretarien und andern Bedienten expe-
 „diert werden.“ Aber, was schiert das
 uns reichsstädtische Republikaner?
 Wenn Kammer in der gelehrten Spra-
 che eben so viel als Kammeralwe-
 sen heisset, so taugt das ja nur für
 Fürsten, nicht für Republiken. Also sind
 das Narrenspossen, die nur den Kopf
 anschwellen und überladen. Das alles
 wissen unsere Rent- und Rechnungs-
 Kanzleyen schon, und brauchen es
 nicht pedantisch zu studieren.

Hr. Franz. Denn sagte der Rektor
 auch vom Recht studieren.

Senator. Juristen sind böse Chri-
 sten! was Recht studieren? das müs-
 sen unsere Advokaten wissen; die Sa-

chen nach der Ordnung und ihrem Juristen - Schlendrian uns Senatoren vortragen; dafür werden diese Zungen-Drescher ja gut bezahlt; wir Senatoren haben dann nur zu entscheiden. Das sind also alles Hirngespinnste von Gelehrten, die uns nichts nützen, sondern oft nur die Köpfe verwirren. Höre jetzt meine Meinung, nach der du dich zu richten hast. In Zeit von vierzehn Tagen wird dich Mama reisefertig machen, und dich standesmæssig ausrüsten, dass du mir keine Unehre machest. Ich will dir auf der Reise nichts erman-
geln lassen, aber sey vernünftig, und verschwende mir das Geld nicht. Spiele nicht, und hüte dich, dass niemand dich bestehle, oder dir sonst dein Geld abschwatze. Dergleichen Klugheit muss ein Reisender haben. Man muss niemanden trauen, besonders gemeinen Leuten nicht. Das alles hoffe ich von

dir: höere nun weiter! Ich sehe vor: dass in Zeit von ein paar Jahren eine Stelle in der Staats - Canzley ledig wird. Da du nun noch einen Bruder hast, dem du im Wege stehen könnst, auch mit in den Rath zu kommen, so musst du dich durch die Canzley hinein schieben lassen; also jetzt ohne Anstand deine Reise machen, damit du dann da seyest, und ich dich mit Beyhülfe meiner Freunde befoerdern koenne.

Das hat eigentlich ein junger Patrizier, ein Senats - Expectant zu thun und zu wissen noethig.

Der Herr Senator fuhr fort: Da die franzoesische Sprache nun allgemeine Mode ist, so wird sie dir mehr nützen, als jeder andere Schulkram; geh' also nach Paris, und bleibe etwa ein halbes

Jahr, oder neun Monate da, wo du sehen und lernen kannst, was sonst die ganze übrige Welt in sich fasst: aber hüte dich wohl, dass du nicht etwa mit den verdamnten Jakobinern zu thun habest, die alles verhunzen, und Grundsätze haben, die uns Senatoren nicht anstehen. Sey darüber klug. — Dann erlaube ich dir auch die Encyclopædie mit den schönen Kupfern zu kaufen, von denen ich schon gehöret habe, dass sie noch mehr enthalten soll, als Hübner. Da hast du dann genug zu lesen und zu studieren. — Bist du etwa ein Jahr lang fort gewesen, dann komme wieder nach Haus! Vielleicht schicket es sich dann auch, dass du eine vortheilhafte Heurath treffen kannst, und damit wärest du erzogen, und für deine ganze Lebenszeit ein angesehener, glücklicher Mann, der dann ohne Fehl zur Senator - Würde gelangen wird,

wenn du es dir nicht selbst verdirbst.
Aber, bringe mir nur nichts von Jakobiner - Grundsätzen mit nach Hause.
Das sag' ich dir.

Darf man bey dem einfältigen, guten Poebel ausrufen: *Sancta simplicitas!* so rief ich auch da bey mir selbst aus: *O stupiditas Senatoria!* — Ist mir das auch ein Mann, von dessen Ja oder Nein im Senate das Glück oder Unglück vieler ehrlichen Leute abhängt. Hättest du, den Geld und Familie zur ansehnlichen Staatswürde empor gebracht haben, nur einen Schatten von Bescheidenheit und Kenntniss deiner Unwürdigkeit, so würdest du alles für deine Söhne thun, oder thun lassen, um sie zu würdigern und verständigern Männern dem Staate zu bilden. — Aber so bist du ein langjähriger Midas; trägst die senatorische Würde, wie der

Esel das Heiligthum, und wæhnest, die Leute machen dir Reverenze. — — Mit dergleichen bittern Bemerkungen und Tadel gieng ich fort, als die Madame eben ins Zimmer kam. Længer wollte ich den bloeden Kopf nicht anhœren.

Ist wol nicht auch das Ursache des Verfalls grosser und kleiner Staaten, dass zu viele Leute da in Chargen kommen, die kein anderes Verdienst als Familie, oder Geld und Gunst haben? — Wenn einmal ein Staat viele dergleichen vornehme Senatoren hat; wenn die Mænnern Aemter bekommen, und die Staatsæmter keine Mænnern, wie müssen dann wohl die Sachen gehen? Heil dieser Stadt! dass noch einige gute Kœpfe da sind, die im Sturme, wo schlechte Piloten nicht zu helfen wissen, das Steuerruder an sich reissen, und das Schiff noch im Gange erhalten können.

— Fehleten noch diese wenigen Steuer-
männer, so wäre Schiff und Volk ver-
lohren. —



Hier steht diese Lücke in der Hand-
schrift, und es mangeln vier Blätter,
die wahrscheinlich ausgerissen sind. Am
Ende des letzten Blattes fängt ein neuer
Abschnitt mit dem Reime an:

Wie mancher Flegel, schiebt nicht sechs
Kegel? —

Da oft ein braver Biedermann, kaum einen
Kegel treffen kann! —

Dieses, und das folgende Blatt ist mit Dinte beklext, so dass ich vermuthe, der Verfasser habe, statt der Streusandbüchse, das Dintenfass ergriffen, hingeschmissen, und dann im Verdruss diese besudelten Blätter herausgerissen. Eben von diesen Reimen weg folgt der Beschluss einer Erzählung, und dieser Beschluss enthælt nur noch: dass der Dummkopf über den verdienstvollen Mann gesieget, und die einträgliche Bedienung erhalten habe. —

Schade! dass diese Erzählung, die an Materie und Reflexionen reichhaltig war, so verloren gegangen.

Anmerk. des Herausgebers.

*Alte Fuhrleute klatschen im
Alter noch etwa und boe-
ren es gerne.*

Als ich wieder in den Gasthof gieng, stiess ich auf der Strasse auf zwey Herren, die wol sechzig Jahre haben

mochten; die promenierten Schritt vor Schritt die Strasse fort, und standen alle zwanzig Schritte stille. Diese Herren müssen eine wichtige Angelegenheit haben, da sie nun so promenieren, dacht' ich, und schloss mich so nah', als ich konnte, an sie. Zu meinem Vergnügen schæckerten die Alten so munter und so vernehmlich, dass ich bald an ihnen zween Susannen - Brüder fand. Sie erzæhleten sich von einer jungen Dame, die einen kleinen Mund, rothe Lippen, Zæhne wie Elfenbein, und eine weisse Haut, dem Alabaster gleich, habe. Die warme Erzæhlung des Einen gab dem Andern die sprechendste Miene der Wollust. Als sie vor die Werkstatt eines Schusters kamen, standen beyde stille, sie erblickten einen kleinen Pantoffel auf dem Laden. Ach! Herr, sehen sie da den Pantoffel, sagte der eine, ein bezaubernder Pantoffel!

wie artig muss der schoene Fuss seyn, für den er gemacht ist! Ich betrachte ihn mit gar zu vielem Vergnügen, und finde ihn zum küssen.

Was auch Einbildung bey einem alten Liebes-Ritter thun kann! — Nach einer Weile giengen sie wieder fort, und ein paar hundert Schritte weiter schlug der eine rechts in ein Nebengässgen ein, und der andere die Strasse fort, gerade aus. Dem folgte ich bis wir zur Boutique der Modehändlerinn in der Næhe des Gasthofs kamen. Da blieb der Alte stehen, nahm seinen Hut ab, guckte so, wie den Pantoffel, das artige Gesichtgen der Handelsfrau freundlich-lächelnd an, trat in den Laden, und liess sich von Madame ein seidenes Quæstgen an den Stock machen, und unterhielt derweilen sie damit: wie glücklich er in den Jahren der Jugend bey dem Frauenzimmer gewesen sey u. s. w.

Der alte Narr glaubte, ihr damit zu gefallen, und dachte nicht daran: dass Liebhaberey eines jungen Frauenzimmers für Alte eine Seltenheit, ausser Kurs gekommene Münze sey; dass man Liebhaberey bey einer jungen Modehändlerinn nur etwa noch in Gang bringen könne, wenn von kurrenter Waare ein Uebergewicht mit in Handel kommt. Bey dieser Galanterie des Alten kam endlich das Quæstgen an den Stock, und das schalkhafte Weibchen gab ihn so artig, so galant dem alten Liebhaber, dass ich glaube, der Mann habe mit dem Annæhern einen wirklich elektrischen Schlag in den Mittelpunkt seines zusammen geschrumpften Herzens bekommen; denn ein Blitzfunke schoss aus seinen Augen, wie aus den Augen eines Katers. —

Aber, Pfui Herr Urian! alter Filziger!
Die artige Modehändlerinn forderte

sechs und dreyssig Kreuzer für das Quæstgen, und der alte Schnurrpfeifer plagte die Frau, bis sie ihm den Kauf für dreyssig Kreuzer erliess. Ekel ab dem alten Kerl, der doch schon gekleidet war, und Geld genug im Beutel hatte, trieb mich von der Boutique weg. Ich gieng fort, ohne mich weiter umzusehen, ins Wirthshaus, wo man bald zur Tafel klingelte.

Advokaten, Juristen.

Im Speisezimmer war ein Herr noch ganz allein, der eine Zeitung las. Ich bemerkte aus seinem Anzuge gleich, dass er von der Stadt war. Als er die Zeitung niedergelegt hatte, und mir der Diskurs des Senators noch im Kopfe herumgieng, wollte ich wissen: ob die Advokaten hier dem Senate in Rechtshændeln wirklich genug Licht und Aufschluss geben können, da ei-

ner

ner der angesehenen Senatoren nichts von Jurispendenz wissen und hören wollte. Ich erkundigte mich nun bey diesem Herrn um die hiesigen Advokaten: Ob geschickte Leute hier wären? u. s. w. Da ich von einem Freund den Auftrag habe, ein Factum zu Papier bringen zu lassen. Ja mein Herr, war die Antwort, das sind keine gelehrte, und studierte Juristen, sondern gute, ehrliche Bürger, die sich darauf legen, Prozesse mündlich vorzutragen.

Ich lachete. Ey was? Unstudierte?—

Die Leute, sagte er, müssen die Prozesse nur historisch vortragen, und Rechtssätze machen, so gut sie es können, dann entscheidet der Senat. Unsere Senatoren wissen schon zu ordnen und zu judicieren. *Wir brauchen hier keine Juristen.*

Das sind also Plædoyers, die ganz kurz sind? erwiederte ich. Nicht alle-

(II. Bd.)

I

mal, sagte er, oft reden die Advokaten über eine Stunde.

So müssen also die Herren Senatoren ungeheure Gedächtnisse haben, vielen Scharfsinn, um Plædoyers von einer Stunde in den Köpfen zu behalten, das Gute von den Schlacken zu reinigen, und das Recht heraus bringen zu können.

Das ist natürlich, erwiederte er, wir haben immer vortreffliche Leute im Senate.

Das mag wohl seyn: aber sind es alle Senatoren? Verstehen alle das Recht, und sind alle mit Gedächtniss und schnellem, richtigem Judicio begabet?

Das könnte ich eben nicht behaupten, aber es machet sich schon, weil die weniger einsichtsvollen nur auf die bessern sehen. Es wird dann nach dem Plædoyer alles wieder recapitulirt,

reassumiert, und von allen Seiten behandelt, so dass jeder da nachkommen könnte.

Aber eben das braucht Geduld und Aufmerksamkeit, Gedächtnissanstrengung, und dabey richtiges Judicium. *Mir müsste, wenn ich Richter waere, jedes Factum auf dem Papier ganz kurz historisch erzæhlt, und der Rechtsschluss daraus gefolgert seyn, und dann könnte ich bey Vergleichung des pro & contra, mit einiger Sachkenntniss, eher und sicherer judiciren.* Im andern Fall, wo Advokaten weitläufig, und viel Unnöthiges plædoyieren, lange Weile machen, und mir die Ohren voll schreyen, da würde ich, ihrer oft müde, die Ohren verstopfen, oder der Sache überdrüssig, weggehen. —

Derweilen wir so raisonnierten, ward

geklingelt, und alles stürmte der Tafel zu; damit hatte nun unser Diskours ein Ende.

*Was ist Glück, was ist Ehre,
was ist Geld — ohne
Seelen-Ruhe?*

Gleich nach der Tafel lief ich weg, um wieder neue Avanturen zu suchen. Ich fand sie bald. Aber, ich zittere noch, wenn ich daran gedenke. Das Kranken - vielleicht bald Sterbebett eines Verzweifelten war es, wo mich der Zufall hinbrachte. Als ich in ein schönes Haus, nah' an der grossen Fontaine eingieng, hörte ich eine Treppe hoch ein Geheul, das mir durch das Mark drang. Ich stand stille, horchete. — Das Geschrey dauerte fort, bald im ächzenden tiefen, bald wieder im brüllenden Tone, schwieg, und heulete wieder. Voll Furcht, gieng ich

behutsam die Treppe hinauf, einen langen Gang durch, bis an eine halb offene Thüre. Ich guckte hinein, und sah' da eine æltliche, wohlgekleidete Dame am Tisch sitzend und weinend. Neben ihr, an der Wand angestemmt, stand ein junger Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, wie leblos, unbeweglich mit todtblassem Gesichte. Die Unbehüllichkeit dieser Leute gab mir Vermuthung, dass da ein sehr kranker Mensch seyn müsse. Im Zimmer war nichts: weiter von da hörte ich die Stimme, die jetzt nur tief ächzete. Das gab mir Muth zum Fortgehen. Ich kam in ein zweytes offenes Gemach, da war auch niemand; es war ein schönes, kostbar meubliertes Zimmer; gleich daneben aber war die Stimme. Die Thüre stand halb offen, alles war mit geschlossenen Fensterladen und gezogenen Vorhängen verfin-

stert. Da sass ein junges Frauenzimmer mit einem Buch in der Hand, am halb offenen Fenster, das nur wenig Licht zum Erluften gab. In der Tiefe des Zimmers erblickte ich gleich ein offenes, halb zerrissenes Bett ohne Vorhänge, und da ich mich allmählig demselben näherte, erhob sich mit einmal das fürchterliche Geschrey wieder, so dass ich von Schrecken zurückbebetete; aber das Frauenzimmer blieb stille, und so auch die zwey Männer, die neben dem Bette zur Bewachung sassen. Das gab mir wieder Muth, dicht ans Bett zu treten. Da sah' ich ein abgefallenes hageres Gesicht, mit starkem schwarzen Barte. — Blitzschnell fuhr er auf, *da ist er! da ist er! an meinen Füßen ist er! er will mich nehmen! — Fort, fort! —* Ich war also am Fussbrett und betrachtete den Mann genau, seine tief im Kopfe lie-

genden Augen standen starr, unbeweglich auf dieses Brett geheftet, und ich sah' gleich, dass er an einer Hand und an beyden Füßen mit starken ledernen Riemen am Bette angebunden war. Der arme Mann, von Krankheit und Galle wie Wachs gefärbt, sah fürchterlich aus. Der Paroxismus dauerte nicht sehr lange, da warf er sich wieder nieder, und ächzete vor Ermattung.

Ich konnte keinen nähern Aufschluss erwarten, weil niemand ein Wort redete. Nichts als Jammer und Elend war weiter zu beobachten. Also verliess ich dieses bedauernswürdige Trauerhaus bald, und bat mit innigstem Seufzen für den armen Mann. Im Weggehen warf ich einen Blick auf das Buch des Frauenzimmers. Es waren die *Andachten für Kranke und Sterbende*,

Begierig einigen Aufschluss zu bekommen, gieng ich wieder in den Gasthof, fand den Kellner, der ein gesprächiger Junge war, müssig im Speisezimmer.

Monsieur Kellner! wer wohnt in dem schoenen Hause mit dem Balkon, bey der grossen Fontaine?

Herr! das ist der Senator N —, er ist jetzt sehr krank.

Ich. Warum ich frage: Ich gieng an dem Hause vorbey, und hörte mit einem Mal ein so fürchterliches Geschrey, dass ich bald hineingegangen wäre, weil ich glaubte: es wäre Mord und Raub im Hause.

Kellner. Mein Gott, das ist eben der Herr, der an einer hitzigen Krankheit liegt, und ganz rasend ist.

Ich. Der arme Mann! — (Der Kellner zuckte die Achsel, das war mir Signal: dass er noch etwas zu sagen wisse. Ich fragte ihn also

wieder: —) Ist der gute Mann schon lange krank?

Kellner. Wohl schon vierzehn Tage.

Ich. Was fehlet ihm? Es war doch ein fürchterliches Geschrey!

Kellner. Es will niemand recht mit dem Wort heraus.

Ich. Es muss also eine sehr böse Krankheit seyn. Hat der Mann Kinder?

Kellner. Ja, einen Sohn und eine Tochter, beyde noch unverheurathet.

Ich. Ist der Mann reich.

Kellner. Was nicht ist, das koennte noch werden, wenn der Mann wieder gesund würde.

Ich. Er hat also eine gute Rathsbedienung?

Kellner. Ich bin nur ein halbes Jahr hier, und kenne ihn nicht anders, als vom Hörensagen.

Ich. Was sagt man von ihm, wenn ich es wissen darf?

Kellner. Da im Hause machen die Leute kein grosses Geheimniss daraus; sie sagen: Er seye ein hochmüthiger stolzer Mann, der alles, was unter ihm sey, verachte.

Ich. Das ist mehr Narrheit als grosses Laster, der Mann muss doch auch den Bürgermeister und vornehmere Senatoren über sich leiden. Dergleichen Einbildung heisse ich Baurenstolz, Wenn sonst nichts anders ist.

Kellner. Er soll auch schon viel Krummes gerade gemachet haben.

Ich. Was man nicht selbst siehet, oder hoeret, davon kann man nie zuverlässig urtheilen. Wenn der Mann stolz ist, so hat er gewiss Feinde genug, die ihm vielleicht unschuldige Sachen zur Sünde machen. Es geht oft so in der Welt?

Kellner. Gut, wenn Sie den Mann nicht selbst erfahren. Mir ist er auch

recht, ich sage nur, was ehrliche Leute von ihm da in der Stube erzählt haben.

Als wir so mit einander schwatzten, kam der Hausknecht und rief dem Kellner, der mir vermuthlich noch mehrers gesagt haben würde. Von dem gehoerten aber hatte ich genug zu vermuthen, dass der unglückliche Kranke einige Regungen des Gewissens bey seinen Fieber-Anfällen haben koennte. Sind etwa Gewissensbisse Folgen von begangenem Unrecht, von Bedrückung, Bestechlichkeit, oder andern Vergehungen, dann lasse ihn Gott bey diesem harten Kampf seine Fehler büssen, um nach dem Tode einen ausgesöhnnten Richter zu finden.

Armer Mann! Was hälfe dir Geld, wenn du etwa bestechlicher Richter, erkaufte, partheyischer Mann warest? Wäre dir, wenn es so ist, weniger

Geld, aber Zufriedenheit beym ehrlichen Tagwerk jeder Handarbeit nicht weit besser gewesen? — Was hast du jetzt von diesem Gewinn? — Was haben nun deine zu öfterer Todesangst niedergedrückte Frau, deine vielleicht bessern unschuldigen Kinder davon, wenn du dein Ansehen zu Gewalt und Unrecht gebraucht hättest, und dann nach deinem Tode Hass und Verachtung auf sie brächtest? Was hälfe ihnen dann das Geld, das du, mit Unrecht erworben, ihnen zurückliessest? — Solche Gedanken giengen mir im Kopf herum, als ich das Speisezimmer auch wieder verliess, und fortgieng zum Hause hinaus.

Lange schwebte mir der traurige Zustand des Mannes, und sein fürchterliches Aussehen und Thun vor Augen, so dass ich meine Einbildungskraft nicht leicht auf andere Gegenstände

lenken konnte. Bey diesem wirklichen Unmuth, in der Hofnung durch neue Gegenstände und frische Luft mein Herz zu erleichtern, gieng ich zum Thore hinaus, auf die schoene Promenade, ich fand sie aber beynahe leer von Leuten: die wenigen giengen oder sassen zerstreut, so dass ich da keine Unterhaltung für mich fand. Aber kleine Truppen von Bürgern promenierten vorbey, denen folgte ich nach, — und kam mit ihnen bald ins Trinkhaus!

*Die Weinschenke, ein Kollegium
von After-Rathen, Politikern,
und Sitten-Zensoren.*

Es vergieng keine Viertelstunde, dass ich in der Schenke war, so befand ich mich in einem zahlreichen Klubb von Leuten, die mir alle unter sich bekannte Alltagsfreunde und Zechbrüder zu seyn schienen. Spieltischgen, Taback

und Wein, das alles ward ohne lärmendes Fordern, mit dem Anwachs der Gäste, wie hingezaubert, und damit den Herren der Wein besser schmecke, war noch Schinken und Käse da.

Ich hielt Revue, und übersah' die Herren, Mann für Mann, die mir alle vom Mittelschlage aus der Klasse der Handwerker zu seyn schienen.

Da mag wohl der eine aus Abneigung zur Arbeit die lange Weile tödten; ein andrer den häuslichen Verdruss erstickten; die drückende Last oder den Trieb der Schulden einige Stunden vergessen; dem überladenen Magen durch Bewegung Verdauung bringen, und wieder Appetit suchen, u. s. w. Aber, wie ist es auch möglich, dass das häusliche Gewerbe nicht Noth leide? — Arbeitet das Gesinde fort, wenn der Meister die Werkstätte verlässt? Und sind die Handwerke so einträglich,

dass die zwey oder auch vier Hände von Gesellen oder Jungen, den Lohn und auch das Bedürfniss einer ganzen Haushaltung abgeben, wenn der Meister den Nachmittag müssig bleibt, zechet, spielt und vielleicht am folgenden Morgen gar nicht, oder spæt mit benebeltem Kopf an die Arbeit geht? — Das war so eine Weile mein Selbstgespräch über diese Herren, so lange, bis die Gesellschaft ins gemein gesprächig und laut ward. Es waren etwa zwanzig dieser Leute da, die in kleinen Trüppchen zerstreuet Schæckereyen getrieben, gelachtet, sich genecket und dergleichen gethan hatten. Bald aber setzte sich einer aus ihnen oben an einen langen Tisch, welchen die andern Obmann hiessen. Das war soviel, als President des Klubbs. Er schien mir der geschickteste dazu zu seyn. Sein Schmeerbauch, sein gros-

ser Kopf, die Knoten - Perücke, aus welcher ein paar Aeolus-Backen, eine mit Auswüchsen wohl versehene, kalekutische - hanenfarbichte Nase hervorstand, und daneben zwey im Fett tief liegende Schweinsäugelchen, das alles gab ihm Würde. Obgleich der Mann wegen dem Umfang seiner Maschine nicht sehr lebhaft, auch nicht sehr beredt war, so wusste er dennoch sehr jovialisch die Versammlung zu eröffnen. Kaum hatte er sich auf sein Feld von besonderm Lehnstuhl allmählig niedergelassen, so setzten sich auch die andern Herren um den Tisch, als wenn es hiesse: *En Angleterre nous irons, chargés des Verres et des Flasons!* — Der Obmann schenkte sich ein, so auch die andern, und auf die erste Motion des Herrn Obmanns: Auf das Wohlergehen meiner sämmtlichen Herren! — trank alles, Hoch! — Da
war

war gewiss in seiner Art Ordnung und gute Tactik, so gut als in Preussischen Manoeuvres; alle Gläser waren mit einander leer! Der Præsident eröffnete die Tagsordnung, da er für sich nichts vorzutragen hatte, mit der General - Frage: Haben wir was neues meine Herren? — Damit fieng der Diskurs an: über Zeitungsneuigkeiten. Bald sagte einer, was die Franzosen thun sollten; dann wieder, was sie thun werden. Andere die es mit den Royalisten hielten, was sie thun würden, wenn sie die Prinzen wären. Das gab denn zuweilen hitzige Debatten, die zu wirklichen Zänkereyen ausgeleitet wären, wenn nicht, von Zeit zu Zeit, ein Glas Wein wieder Temperatur gegeben hätte.

Auch das unsinnigste Zeug so im Gewichtstone anzuhören machte mir eine Zeit lang Vergnügen. Aber, mit

einmal fiel das Interesse der Materie, man kam da im Centro aller Raisonneurs über grosse noch unentwickelte Begebenheiten darinne überein, dass man den Ausgang der Sachen gerne noch erwarten wolle. —

Hat's heute nichts neues vor Rath gegeben? fragte einer seinen gerade gegenüberstehenden Gegenfüssler.

Weiss nicht viel von Bedeutung, antwortete der Gefragte. Es waren nur Lumpenprozesse, die unser einem lange Weile machen, wenn man für nichts draussen lange abwarten muss.

Der Mann hat mir keinen Senator-Schnitt mit seinem draussen Abwarten; es muss also ein Bedienter seyn, dacht' ich. Das Wir haben hat da nichts zu bedeuten. Wenn der Pferdapfel neben dem Baumapfel schwimmt, so mag er wohl auch sagen: *Nos poma natamus!* —

Wie steht es auch um den Senator N —, fragte einer diesen Herrn.

Wie steht's? antwortete er, man sagt: Er seye rasend an Banden, und werde bald abziehen müssen. Geschehe was da will; wo er präsierte, da war für unser einen nicht viel zu gewinnen.

Warum? — fragte ein anderer: zwey Pfeifer in einer Schenke taugen nicht. Nicht wahr? —

Habt's mein Seel errathen! Der Herr Urian nahm so, dass die Partheyen nicht viel übrig hatten, dem Diener auch noch viel zu geben. — Wird auch besser werden, denk' ich. Einmal man hoffet: es werde mit ihm nicht wieder zum Präsidieren kommen.

Mag es auch leiden! sagte ein dritter: Er hat mich behandelt, wie ein anderer seines gleichen.

Wie so, Gevatter? fragte der Ob-

mann. — Du erinnerst dich noch Herr
 Gevatter des Erbstreits meiner Frau
 gegen ihren Schwager. Wir waren
 bey der Erbtheilung etwa sechs hun-
 dert Gulden stöessig, als meine Schwæ-
 gerinn das Haus nicht wollte fahren,
 und auf die Steigerung bringen lassen.
 Das Haus kostete meinen Schwæher
 zwöelf hundert Gulden Ankauf, und
 kurz vor seinem Tode verbaute er et-
 wa sechs hundert Gulden. Nun sollte
 der Kaufpreis auch Erbtheilpreis für die
 Schwester bleiben, das machte unter
 uns Streit, so dass ich vor Rath woll-
 te. Der Bürgermeister aber stellte mir
 vor: dass es besser wäre, die Sache
 noch gütlich zu machen, weil Prozes-
 se unter Geschwistern ewige Feind-
 schaft nach sich bringen. Das begriff
 ich auch, und gab den Vorstellungen
 des Bürgermeisters Gehör.

Ich hatte damals unbeschränktes Zu-

trauen zu dem Senator N—, weil es beynahe sein tägliches Geschäfte war, Erbtheilungen, Schuldsachen, Bevogtungen und dergleichen zu berichtigen.

Mein Schwager und ich giengen also zu ihm, und baten ihn: Er möchte zwischen uns vermitteln. Meine Behauptung war: Die Verbesserung des Hauses gehöre zu der Ankauf-Summe von zwöelf hundert Gulden. Also habe meine Frau von ihrem Schwager neun hundert Gulden zu fordern. Die Schwester aber wollte nicht mehr als sechs hundert Gulden geben, und an meiner Frau drey hundert Gulden Baukosten gewinnen. Das war die Rechtsfrage.

Der Senator that anfänglich, als gestattet es ihm andere Geschäfte nicht, unsere Sache zu untersuchen, endlich liess er sich erbitten. Aber so war ich Narr gefangen. Er fieng damit an: Ob wir die Sache ihm in beschlossene

Hand übergeben wollten? — Mein Schwager sagte sogleich ja! — Also durfte ich mich nicht lang bedenken, um den Mann nicht wider den Kopf zu stoßen; ich sagte auch ja! und damit kam die Sentenz so heraus: dass meine Frau nur hundert Gulden bekam. Erst lange nachher erfuhr ich: dass der Senator selbst meinem Schwager das Geld geliehen, das mir ausbezahlt worden, und mein Schwager musste ihm dafür das ganze Haus verschreiben. Wie gefällt Euch nun das? Was sagst du, dazu Herr Gevatter Obmann? —

Bey Gott! sagte der Obmann, da hätte ich Stühl und Bänke darein geschmissen.

Ja! was wollt' ich machen? Ich hätte am Ende Prozess bekommen, und damit den Senator, den Schwager, die Schwägerin und allen Plunder auf den Hals gekriegt. Oder, glaubet ihr

es nicht auch, Herr Nachbar Licentiat?

Licentiat. Wir Bürger können nie mit Senatoren Kirschen essen. Ich könnte auch erzählen, wenn's was nützte. Nur eines! Er spielte mir einmal mit einer Obligation auch einen verdamnten Streich. Der Senator zerriss sie mir, da ich sie ihm in die Hände zum lesen gab.

Das gieng unter unsern vier Augen vor, wo ich keine Zeugen hatte, und aus Mangel von Beweisen auch nicht klagen durfte, weil ich sonst für Ehrenangriff und Beleidigung seiner Person sehr hart wäre gestraft worden.

Nachdem nun der Zettel zerrissen war, so behauptete der Schuldner: nichts schuldig zu seyn. Er sagte: der Creditor habe bey Bezahlung der Schuld den Zettel vor seinen Augen zerrissen. Da er also dieses mit eigenen Augen

gesehen, so habe er geglaubt, der zerrissene Zettel könne ihm nichts mehr schaden; habe das zerrissene Blatt in des Creditors Händen gelassen. — Ich forderte hernach den Debitor auf, mit Quittungen zu beweisen: darauf behauptete er keck: Er habe die Quittungen ins Feuer geworfen, weil das Schuld-Instrument ungültig worden, und sein Creditor ja keine Schuld mehr gegen ihn mit einem Obligo beweisen könnte. —

Den Vorfall klagte ich vertrauten Leuten, aber alle zuckten die Achseln, und riethen mir: weil die Sache unerweisslich sey, so soll ich sie lieber ruhen lassen, um nicht den Senator selbst und den Schuldner zur Gegenpartey zu bekommen. Zum Glück war das Obligo nur sechzig Gulden. Der Debitor war ein gewesener Knecht des Senators, der seinem Herrn in anderen

Sachen gut gedienet hatte. — Wie gefällt Euch nun das, meine Herren? — Der ganze Klubb war einstimmig: dass der Senator Gerades krumm und Krummes gerade machen könne. Man glossierte noch das eine und andere über den Mann, welches mir Aufschluss über dasjenige gab, was der Kellner mir gesagt hatte, und vielleicht noch sagen wollte.

Ich glossierte dabey für mich: Es ist doch unschicklich, wenn Glieder der Magistratur sich mit Prozesse - Schlichtten, Schuld - Sachen, Bevogtigungen, Erbtheilungen und dergleichen abgeben, und dann da ihre senatorische Autorität brauchen. Dürfen wohl geringere Leute, mit denen diese Herren Verkehr haben, dann nach Willen und Nothdurft handeln, und müssen sie nicht dem *Præjudicio Autoritatis*, Beredungen, Drohungen, oder was sonst das Ueber-

gewicht einem Manne von Ansehen giebt, nachgeben? — Erwachsen dann etwa Sachen zum Prozesse, wie kann ein solcher Senator auch da Richter seyn, unverfangen handeln? Wird er am Ende nicht Advokat seiner eigenen Handlung, seines Willens, ja Parthey und Richter? —

Nachdeme diese Materie von der Gesellschaft genug verhandelt war, und die meisten ihre Flaschen dabey geleeret hatten, hoben sich einige vom Tische auf, setzten sich aber gleich wieder an andere Tische zum Spiel, wo Tarock, Berlang und Trente angefangen ward.

Das Spiel nahm der Gesellschaft alles Leben, es blieben nur noch etwa sechs am Trink-Tische zerstreut; bald ward die Spiel-Conversation lauter als diejenige der Trinkgesellschaft, das machte, dass nach und nach auch die Zu-

rückgebliebenen den Tisch verliessen, um dem Spiel zu zusehen, nur der Obmann, weil ihm das Aufstehen sauer ward, blieb auf seinem Fleck, und rauchte seine Pfeife, und lachte von Weitem mit, wenn andere lachten.

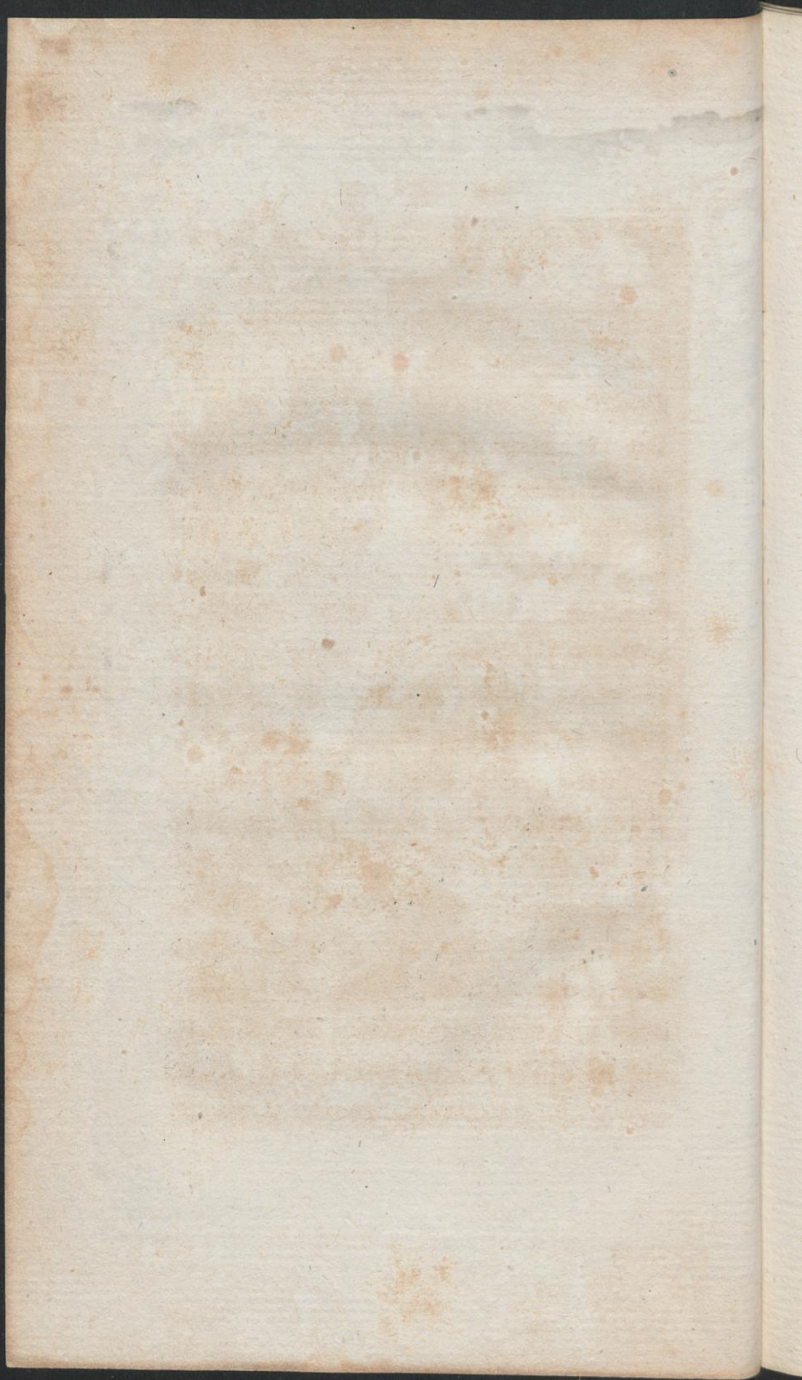
Man spielte kaum so eine Viertelstunde, da kam der Wirth die Stiege herauf ganz ausser Athem gelaufen und rief: dass man in der Stadt Sturm läute!

Bald hatte es da Unheil gegeben.

Mit dem Wort: Sturm in der Stadt, ward auch Sturm in der Stube. Die erschrockenen Herren, von denen einige wegen der Hitze des Tages Rock und Perücke an der Wand hatten, fuhren wie der Blitz von ihren Tischen auf, schmissen einige Stühle um, und erschütterten alles, so dass Flaschen und Gläser zu Boden fielen. Die Ungewissheit,

wo es etwa brennen moechte, war natürlicher Grund, der sie alle noethigte, nach der Stadt zu eilen: aber eben diese Eilfertigkeit brachte die allgemeine Verwirrung hervor, dass der eine über die ausgestreckten Beine eines Stuhls stolperte; ein anderer eines andern Rock oder Perücke ergriff, als unrecht erkannt, fallen liess oder wegschmiss, um nicht mit wieder aufhängen oder suchen Zeit zu verlieren. Das alles machte in der Stube Sturm, Geläuf und Fluchen, und wäre vielleicht noch Zunder zu Händeln geworden, wenn die Noth der Rückkehr nach der Stadt nicht Friede erhalten hätte. Am schlimmsten kam der arme Obmann davon. Er, der gute Mann, war mit seinem Schmeerbauch beynah' im Centro von den umgeworfenen Stühlen, wie an Spanischen Reutern. Da fuhr er mit dem Schienbein so derb an, dass er zu-





rück prallte, und rückwärts über einen andern Stuhl in Stühle, wie in eine Wolfgrube, fiel, und die Beine in die Höhe streckte, und so lange empor halten musste, bis von der heftigen Erschütterung des Bodens erschreckt, die Wirthinn auch herauf gelaufen kam, und Mann und Frau den Gefangenen mit saurer Arbeit aus der Falle heraus heben konnten.

Wäre mir nicht die Vorstellung grosser Gefahr und Unglücks für die Stadt mehr im Kopfe gesteckt als alles andere, so hätte ich mich bey dieser lustigen Szene halb todt lachen können, sobald ich gesehen, dass dem Manne nichts böeseres geschehen. Bald war also die Stube mit Sturm und Drang von Gästen leer; da gieng auch ich heraus, eilte den Weggelaufenen nach, an dem hinkenden Obmann vorbeý, der Stadt zu. Als ich ans Thor kam, so spra-

chen die Soldaten mit Leuten unter dem Thore davon, dass der Brand glücklich geloeschet sey, und dass es nur stark in einem Schorsteine gebrannt habe. Ich wollte also nicht weiter eilen, sondern noch lieber die Ankunft des Herrn Obmanns am Thore erwarten.

Natürlich konnte der gute Mann mit seinem grossen Wanst keinen Eilmarsch beginnen, weil ihm Luft und Athem enger waren als seinen Cameraden, und weil ihm noch dazu der Schrecken vom Stürmen, dann sein Fall starke Erschütterungen gemacht, und er vermuthlich am Gesäss eine Quetschung haben mochte. Das alles zusammen genommen, machte ihm den Rückzug beschwerlich; doch that er, was er konnte. Wie gesagt, ich blieb am Thore stehen, und sah' von weitem her meinen Mann wie eine Kugel daher kommen, je mehr er sich näherte, je mehr griff

sich der Mann an, um desto bælder in der Stadt einen Ruheplatz zu finden, und dann auch aus der Ungewissheit zu kommen, wo und was etwa brennen möechte. Bey der Wache am Thor hielt er stille, als eben die Schildwache ihm entgegen rief: Es hat keine Eil! Es hat keine Eil, Herr Ambrosi, es ist alles vorbey! —

Das war natürlich eine gute Botschaft für den Mann; denn er wusste ja nicht, brennet es bey dir, bey einem Nachbar, oder bey einem guten Freund. — So bald er aber gehoeret hatte, dass alles vorbey war, so setzte er sich auf eine Thorbank nieder, und erkundigte sich weiter um die Sache. Es brannte im Schorstein eines Leinenwebers: das gab mir wenig Unterhaltung, aber für den Herrn Ambrosi war die Erzæhlung nöethige und sehr erwünschte Erholungspause, derweilen

er wieder Luft und Athem holen und sich den unter der Perücke vortriefenden Schweiss abtrocknen konnte.

Da ich nun nicht grosse Lust zum Essen hatte, und mir nichts daraus machte etwas später nach Hause zu kehren, so nahm ich mir vor, den Herrn Obmann Ambrosi in sein Haus zu begleiten.

Nach einer Viertelstunde hob sich die Maschine wieder auf und wackelte zum Thore hinein, hinter dem Zwinger durch in ein kleines Nebengässgen und zum Hause hinein.

Das Sprichwort: Qualis Rex, talis Grex! ist nicht immer wahr!

Als ich incognito mit Herrn Ambrosi in sein Haus eingetreten war, sah ich gleich, dass ich mich bey einem Bratwurstmacher befand. Unten im Hause war eine Stube mit offener Thür,

Thür, wo zwey Mædchen an der Hackbank standen und das Gewerb trieben. Beyde schienen mir Töchter des Mannes zu seyn. Da sie beyde æmsig arbeiteten, und bey ihrem Gehacke den Vater nicht hœreten, so sagten sie nichts, und der Vater grüssete sie auch nicht, sondern gieng die Stiege hinauf in die Stube, warf sich da gleich wieder in einen Lehnstuhl, und erst mit diesem Aktus grüssete er die Frau und zwey kleinere Töchter, die am Tische sassen, und Næharbeit vor ihnen hatten.

Das erste, was geschah', war: dass eines der Mædchen dem Vater Pantoffeln gab, die Schuhe auszog, dann eine Mütze brachte, und die vom Schweiss triefende Perücke vom Kopf nahm, und an den Nagel hieng. Das andere Mædchen brachte derweilen einen Schlafrock herbey, und so ward Herr Ambrosi ohne seine Mühe, so wie ein

(II. Bd.) • L

Sultan im Serail, von seinen artigen guten Töchtern bedienet.

Die Frau erzählte dann, was für Schrecken sie wegen des Brands gehabt, und Herr Ambrosi klagte noch mehr: dass es ihn das Leben hätte kosten können; er klagte auch: dass er wegen des verdammtten Lärms nicht einmal mit Ruhe sein Abendtrunkchen habe nehmen können, und erzählte am Ende seinen Fall. Darauf befahl er einer Tochter ein Licht zu holen, liess sich seine Tabackspfeife geben, und stopfte ein. Frau und Kinder setzten sich wieder zur Arbeit nieder.

Da nun der Mann weiter nicht gesprächig war, und ihn sein unvollendetes Präsidial-Tagewerk etwas unmutig machte; so war Stille, und die Weibsleute arbeiteten. Vor dem Fenster stand eine Flasche Wein, vermuthlich zum Nachtessen bereit. Herr Am-

brosi erblickte die Flasche bald, und sagte: man solle ihm ein Glas geben, das trockene Rauchen bekomme ihm auf den Schrecken nicht gut. Man gab ihm Glas und Flasche, und so sass er da zufrieden und ruhig, wie ein Chinesischer Pagode, trank und dampfte wieder. So wenig Unterhaltung ich da fand, so machte mir doch das Betrachten der Frau und Kinder inniges Vergnügen, und brachte mich zum Entschluss, noch länger da zu verweilen.

Ohne viel Gerede also gieng eine volle Stunde vorüber, und es war bald Essenszeit. Da kamen auch die zwey andern Töchter hinauf, die eine in die Küche, und die andere zum Tischdecken und andern Arbeiten. Das alles gieng so, wie bey einer wohleingerichteten Haushaltung, seinen ordentlichen Gang, bis es Zeit zum Tischsitzen war. Da trugen Frau und Töchter

ter ihre Arbeiten in einen Schrank. Herr Ambrosi hob sich auf, liess die Frau den Lehnstuhl an den Tisch schieben, und dann setzte man sich zu Tische, wo noch ein Knecht herbey kam, und die siebente Person ausmachte.

Nachdem die Suppe gegessen war, so setzte die ælteste Tochter dem Vater ein besonderes Schüsselchen mit drey Schweins - Karbonaden auf, und dann eine grosse Gemein - Schüssel mit Salat.

Die Karbonaden alle ass Herr Ambrosi allein rein auf. Frau und Kinder begnügten sich mit dem Salat, und der Knecht schien mir ein genügsamer guter Kerl zu seyn. — Er unterhielt die Gesellschaft mit der Brandgeschichte, und erzählte mit vieler Wärme und Theilnahme: wie ein paar Bürger sich dabey mannhaft gehalten hætten.

Nachdeme nun gegessen und alles

Geräth weggehoben war, da nahm die Frau ein Buch vom Gestelle neben dem Fenster, gab es der jüngsten Tochter, die sogleich am Zeichen aufschlug, und ohne weiters das XVI. Kapitel des Evangel. des heiligen Lucas las. — Nach Beendigung dessen, als das Buch geschlossen war, las ich am Rücken: Osterwalds Neues Testament. Die Frau und die Töchter waren bey dem Lesen andächtig und aufmerksam, aber Herr Ambrosi fiel gleich mit Anheben der Lektur in einen Schlummer, der so lange dauerte, bis die Erbauungs-Momente bey den andern vorbeý waren; denn mit dem Amen rief die gute Frau: Vater! Du schläfst, und schläfst dann zu Nacht nicht! — Herr Ambrosi rieb sich die Augen: muss noch eine Pfeife rauchen! sagte er dann. Also bracht' ihm eine Tochter wieder die grosse meerschaumene Esse, und

so dampfte der Mann auch sein Abendopfer.

Da in diesem Hause war ich nun von Abend halb sieben Uhr, bis nach neun Uhr, hoerete zwar nicht viel, aber sah' desto mehr. Als ich genug gesehen hatte, verliess ich die Stube, da eben die älteste Tochter in die Küche gieng, um wieder Ordnung zu machen und ihr Tagwerk zu beschliessen.

Bitter ward ich oft über den Mann, aber desto respektabler waren mir Frau und Kinder. Ich bedauerte die redliche Frau und die Mædchen, dass das Schicksal ihre Sorgen und Arbeiten nur dafür noethig machte, um ein fettes Schwein zum Zerplatzten noch fetter zu mæsten. Aber thætet ihr das nicht mit gutem Willen, ihr guten Leute, so würdet ihr den Mann zum brüllenden Ochsen des Phalaris machen. Eure häusliche Glückseligkeit, Ruh' und Friede ver-

loere sich von euch, würde euch so fremde, als Arbeit und Mæssigkeit dem Vater fremde zu seyn scheinen. Es ist also gut, wenn man aus Uebeln das Geringere wæhlet, und damit die Sache gut machet. Das ist oft praktische Weiber - Philosophie, bezæhmet manchen rohen, lüderlichen Mann, der sonst Thier im Hause wære. —

Die Frau hat wieder recht!

Da ich das Gæssgen durch war, an der Ecke der Hauptstrasse, hœrete ich ein lautes Gerede, und sah einige Leute auf der Strasse vor diesem Hause stehen. Ich stand also auch stille, das lautgewordene Gelærm ein paar Minuten anzuhœren.

Potz Hagel! — Meister! Was habt ihr da zu sagen, was habt ihr mich auszuhudeln? — Damit knallte es, als wenn alles brechen sollte. Mit dem

Wort Hagel schlug jemand mit geballter Faust auf den Tisch. — Fraget die Frau Meisterinn : Ob ich nicht den Tag über, wie ein anderer ehrlicher Pursche, gearbeitet habe ? —

Die Frau ist eine Canaille, wie du, und hælt es mit dir. —

Was ? Du bist ein Schurke ! ein lüderlicher Mann, ein Schelm ! schrie eine Frauenstimme.

Ein lüderlicher Mann seydt ihr, Meister ! schrie der Geselle im Duett mit der Frau. Aber dabey kam der Meister in solche Wuth, dass er den Gesellen anpackte ; die Frau rief um Hülfe, dass es die Nachbarn in der Ferne hœreten. Das Gepolter vom Umschmeissen eines Stuhls, das Folge der Gegenwehre des Gesellen war, und das lærmende Geschrey der Frau machete, dass viele Nachbarn zu den Fenstern heraus guckten, und den Leu-

ten vor dem Hause zuriefen: Sie sollten hinauf gehen, und da Frieden machen.

Die Hausthür war noch offen, und so giengen vier Mænnen hinein, die Stiege hinauf, und ich auch mit. Das war für mich ein besonderes Spektakel. Sogleich bey dem Eintritt der vier Mænnen schwiegen die donnernden Stimmen, und das Wuthgekreische der Frau. So wie bey dem Thier-Kampfe, bald nach dem ersten hitzigen Anfall und Gebiss, sich jede Parthey von gleich starkem Gegner, gerne eine Weile zurückziehet, um mit neuen Kräften wieder anzufallen, wieder einzubeissen: so stand die Hatz im Rückzug, eben da wir in die Stube eintraten. Der Grimm glühete auf allen Gesichtern.

Was habt ihr, Herr Nachbar Squenz? was habt ihr? fragte einer der vier Mænnen.

Mit einmal erhob sich Trippel - Klage, die Herr Squenz wieder mit Schimpfen anfieng. Aber die vier Friedensboten befahlen Friede, oder sie alle würden gegen den Angreifer stehen. Diese Bedrohung eines einhelligen Uebergewichtes hielt die Wage inne. Squenz mässigte sich. Ich erkannte an ihm gleich einen von Herrn Ambrosi's Freunden, der am Abend mit vor dem Thore in der Schenke gewesen, gespielt, verlohren und pokuliert hatte.

So bald die Frau Schutz sah', so ward sie aus Respekt auch ruhiger, und der Geselle berief sich, seiner Unschuld wegen, wieder auf die Frau Meisterinn.

Nach angehörter Klage, Replik, Duplik und Triplik erfuhren wir endlich: dass der Meister spät und wohl bezechet nach Hause gekommen sey; dass er dem Gesellen eine Arbeit hätte hel-

fen, fertig machen sollen, die der Besteller auf Morgen erwartet, und die der Geselle nicht allein beendigen konnte; dann habe der Meister zum Nachtessen besseres Traktament haben wollen, habe der Frau nichts sagen dürfen, und sich so an dem Gesellen gerächet. Das war ungefähr Veranlassung zu den Händeln.

Die vier Nachbarn bezeugten einstimmig: dass er Squenz Unrecht habe, und droheten, ihn bey der Obrigkeit zu verklagen, wenn er nicht auf der Stelle sich zu Bette lege, still und ruhig bleibe.

Die Frau musste den vier Friedensrichtern es versprechen, dem Manne zu vergeben, und es gut seyn zu lassen, wenn der Mann ruhig bleibe, und dann am Morgen mit Johann wieder Friede mache.

Da war nichts zu protestieren. Auf

dieser Sentenz bestanden die vier Männer, und so musste Herr Squenz, der Kupferschmied, gleich ins Bette. Er schlich also fort in die Kammer. Wie ein gebissener Hund, sah er noch im Abzug rechts und links, und drückte mit heimlicher Wuth die Lippen auf und zu. —

Da nun Nachbar Squenz dem Neste zugegangen war, und die Friedensmänner auch noch der Frau und dem Gesellen Friede geboten, so verliessen sie und ich das Haus wieder, standen noch eine Weile unten vor der Thüre. Da aber alles mausestill blieb, gieng jeder von uns seinen Weg fort, und ich in meinen Gasthof.

Als ich am Morgen mit aufgehender Sonne erwachet, aufgestanden, und auch die Bemerkungen des gestrigen Tages in mein Journal eingetragen hat-

te, entschloss ich mich, die Stadt wieder zu verlassen. Ich hatte da genug gesehen und gehoeret, um den Erfahrungssatz mir tief ins Herz einzugraaben: *Omne malum ex Urbe!* — Ich bezahlte meine Schuld im Gasthause, und gieng fort dem Thore zu.

Es war eben fünf Uhr, als ich das Thor erreichte, und in die Vorstadt kam, gerade an ein Haus, dessen Thür ganz offen stand. Das machete mich aufmerksam, so am frühen Morgen, wo noch wenige Leute auf der Strasse wandeln, ein ganz offenes Haus zu sehen, wo alle andern noch riegelvest zugesperrt waren. Musst doch auch hinein, dacht' ich, gieng hinein. Es war da alles stille, wie noch im tiefesten Schlaf. Ich gieng eine Treppe auf, hoerete wieder nichts, und noch eine, ohne nur das mindeste zu vernehmen. Ich stieg wieder eine Treppe ab,

und horchete wieder. Da kam eine Magd, die sehr betrübt aussah, die Treppe hinauf, und gieng gerade zu in ein Zimmer, und ich mit.

*Ich wollte nicht, dass ich nicht
hingekommen wäre!*

Da war ich im Mittelpunkt der tiefesten Trauer. In einem Alkove, noch auf dem Krankenbette lag eine entseelte Frau vom Mittelalter, ruhig, unentstellt, wie lebend, mit guter Farbe; nur die Augen und den lächelnden Mund beschlossen, lag sie da. Das einzige Zeichen des Todes war mir die Trauer der um sie Stehenden.

Der Mann sass auf dem Bette, zwey Töchter und ein Knabe jammerten und weineten mit dem Vater; alles war geraume Zeit sprachlos. Endlich unterbrach der Vater die Stille. Kinder! sagte er, liebe Kinder! danken wir

Gott, dass unsere gute Mutter schon im Tode Gnade bey ihm gefunden hat. So sterben unter tausenden nur wenige, so sanft, so gelassen, und ohne viele Schmerzen zu fühlen. — Sanft, wie ihr Karakter im Leben war, so sanft starb sie uns. — Gott! sey dafür gebenedeyet! gieb uns dereinst auch die Gnade, so unschuldvoll und mit ruhigem Geiste vor deinem Throne zu erscheinen. — Dann weineten Vater und Kinder wieder Ströme von Thränen, und es ward wieder Pause. Auch meine Seele fühlte tief mit diesen Edeln.

Nachdem die guten Leute sich müde geweinet hatten, raffte der Vater sich auf, und sagte: Du bist doch auch eine Wohlthat Gottes, o Tod! — Was hast du Schreckliches für Tugendhafte? Freudig, unschuldig, lächelnd, liegt die Hülle der Seele da, und der Geist schwang sich empor. — Das beruhigte

mich, und das soll auch euch beruhigen. — So wie der Schmetterling die Hülle zerreisst, und sich mit munterm Schwunge von ihr trennet, so scheiden Leib und Seele. Da ist der Körper die Hülle, und die Seele lebt in der uns noch unsichtbaren Geister-Region. Höret nun Kinder, was ich von ihrem jetzigen Zustand halte. —

Leben, Tod und Unsterblichkeit ist das Loos aller Menschen. Was Leben und Tod ist, das wisset ihr. Aber, was Unsterblichkeit ist, da will ich euch meine Meynung sagen, eine ganz beruhigende Meinung, die mir bey Verlust meiner besten Freunde Trost gab, und mich selbst bey harten Krankheiten ruhig machte.

Der Mensch lebt gut oder böse; wie das Maas seiner Handlungen im Leben war, so wird auch der Zustand seiner Unsterblichkeit beschaffen seyn. Gute

Men-

Menschen werden gute Geister, und böse Menschen auch Ungeheuer nach dem Tode, alles in unendlicher Gradation, wie Gott der gerechteste Richter es verhängen wird. Von guten Menschen also will ich euch reden, weil unsre Mutter uns ein Muster von Güte des Herzens und von Tugend war.

Von Engeln, von denen uns die Schrift redet, habe ich den Begriff: sie seyen eben die Geister der Verstorbenen, wirkende Geister zum Dienste Gottes und der Menschen — Schutzengel, die durch den Eindruck unsers innern Gefühls auf uns wirken, und zum Guten wirken, wenn unser freye Wille ihrem guten Antriebe folget. Das sind also meine Begriffe vom Tode und der Unsterblichkeit der Frommen. Nach meiner Meynung also lebt die gute Frau jetzt als unser Schutzengel um uns her, wirket auf uns immer

fort, wenn wir unsern Geheimtrieben folgen, und dem Miteinwirken böser Geister, die so wie gute in der Region leben und wirken, widerstehen.

Das, das glaube ich, sey die Bestimmung der Verstorbenen für ihre Hinterlassenen, bis zum allgemeinen Tage des Gerichtes, wenn alle Menschheit aufhöret, und Gott die Geister alle, nach ihrem Thun und Werth, in Gesellschaften und Klassen bringen wird. Diese meine Meynung dürfet ihr mir glauben, da sie mit der Bibel nicht im Widerspruch ist, und weil sie eben den Trost giebt, den uns die Bibel verheisset, obschon sie uns nirgend sagt: worin die Glückseligkeit nach dem Tode bestehen werde. Hätten wir da bestimmte, deutliche Offenbarung, so hätte unser Bestreben nach Tugend, nach moralischer Vollkommenheit nicht den Werth, den es hat, wenn

wir in Ungewissheit unsers künftigen Schicksals gut und tugendhaft leben. — Da liebe Kinder! das ist nun meine Religion, und das war auch der Glaube der seligen Mutter, bey dem sie gelebt, und so ruhig, entschlossen und fest auf Gottes Güte trauend, gestorben ist. Also, liebe Kinder, gebe ich euch den Vatrerrath: denket der Sache nach, benutzet den Tod eurer Mutter, in der Ueberzeugung, dass Sie als Schutzengel um euch schwebe, bis auch unsere Seelen von uns getrennet werden. Sie, ihre fromme Seele, wirket auf uns, wenn wir es wollen, und wenn wir ihren Leitungen und ihrem Rathe folgen; davon bin ich überzeugt. Also, liebe Kinder! freuet euch des guten Schutzengels, den wir jetzt an ihr haben; der in der nächsten körperlichen Verbindung mit euch stand. So wird eure Umgänglichkeit mit der Mutter auch

mit mir werden, wenn ich auch an meinem Sterbetage von euch wieder weggehe. — Vergesst also die liebe Mutter nie; thut nichts euer ganzes Leben durch, ohne bey euch selbst zu fragen: was würde die Mutter dazu sagen, wenn ich sie fragen koennte? — Auf jede Frage an euch selbst, merket auf das innere Gefühl, durch welches der Schutzengel wirkt; dann wird das innerste eures Herzens gewiss rathen, *froelich werden*, wo ihr gut handelt, oder handeln wollet. Oder das innere Gefühl des Herzens wird euch schon vor der That *beaengstigende Vorwürfe machen*, wenn ihr wider den Rath des Schutz-Engels handeln wolltet. — Das wird also von nun an das Thun eurer Mutter seyn. Also bitte ich euch, fraget sie um alles, unterdrücket die Ge-

wissens - Regungen, die Stimme, den Rath eurer jetzt guten, unverdorbenen Herzen nicht, sonst würden böse Engel sich eurer nach und nach bemächtigen; die Mutter verlöhere ihren besten Willen und ihre Gemeinschaft mit euch, und ihr würdet hier im Leben schon, und dann auch nach dem Tode unglücklich. Hier schwieg der Mann, und die Kinder schienen alles mit Nachdenken zu beherzigen.

Das alles war wirkliche Herzens - Sprache des Mannes. Die Thränen, die ihm häufig flossen, und alle diese Worte, waren Ergiessungen des Innersten, Herzenserleichterungen. Auch war bey den Kindern weder Heulen, Winseln, noch lärmender Jammer. Der Trost, die Hofnung und die zutraulichen Versicherungen des Wiedersehens, das der Vater aus seiner Seele ergoss, das beruhigte sie zu gemässigter Trauer. —

So ward nun ziemliche Zeit Stille. —
Dann sagte der Vater wieder:

Du starb'st, eh ich, dein Freund, es dachte;
Zu plötzlich brach dein Engel - gutes Herz!
Ach du, die mir nie Kummer machte,
Du eiltest weg; doch ohne Klage ohne Schmerz.

* * *

Von Engeln hin zu Gott getragen
Schwang sich dein Geist verklärt empor;
Und dieser Vater voller Gnaden
Wies einen Platz dir an im Engel - Chör.

* * *

So wirst du denn uns wieder sehen,
Wirst uns als Schutzgeist nahe seyn,
Bis wir vor Gottes Throne stehen,
Und ewig uns mit dir erfreu'n! —

* * *

Nun bitt' um Segen für die Deinen,
Und sey stets unsre Führerin!
Damit wir sicher uns vereinen,

— — — — —

Mit einmal öffnete sich die Thüre,
das unterbrach den Mann in der letzten
Strophe, weil eine Dame und ein Mann
in tiefe Trauer gekleidet, laut wei-

nend eintraten. — Damit ward wieder allgemeine Trauer. Nach und nach vermehrte sich die Gesellschaft durch neue Besuche, wo ich dann vieles von den Umstænden des Todes vernahm. Ein Schlagfluss traf die gute Frau im vier und vierzigsten Jahre ihres Alters. Nach vollendeter Tagsarbeit war sie noch bey Tische gesund, munter und fröhlich. Beym Auskleiden zur Ruhe kam allmæhlige Erlæhmung der rechten Hælfte des Kœrpers, die Organe der Sprache zerstœrten sich im Zeitraum von einigen Minuten. Das Selbstgefûhl des Sterbens bey der Frau war Seelendurchdringender, aber leichter, ruhiger Blick dem Mann, dann gænzliche Unbehûlflichkeit, und in einer halben Stunde kalter Tod.

Alle diese Erzæhlungen, Trauer-Episoden, Ruhepausen vom Weinen und Wiedertrauren, das alles behielt mich

ein paar Stunden da. Es ist auch Gabe des Himmels, mit Weinenden weinen können. Ein herrliches Gefühl, das auch Mænnen veredelt!!!

Nun war einmal mein Entschluss genommen, die Stadt wieder zu verlassen. Ich gieng also mit dem gerührtesten Herzen fort, zum Hause und zum Thore hinaus.

Gerade vom Thor weg kam mir in der Entfernung einer Viertelstunde ein sehr grosses Gebäude von klösterlichem Ansehen zu Gesichte. Nun bin ich doch im Protestantischen Lande, also wird wohl kein Kloster da gleich an der Stadt seyn, fiel mir auf, meine Neugierde ward rege; und damit verliess ich die grosse Heerstrasse, schlug den Nebenweg ein, und gieng auf dieses Gebäude zu.

Als ich nahe genug am Eingange eines Portals von schwarzem Marmor

war, las ich oben, mit vergoldeten Buchstaben:

Das Zuchthaus.

Casteyungen giebt es da! — Statt dieser Aufschrift hätte ich lieber Besserungs- und Zuchthaus gelesen. Da sind mir die Franzosen, mit ihrem *Maison de Correction*, humaner. — Während dieser Kritik kam ich an die Thür, die zu meiner Verwunderung ganz offen stand. Ich gieng hinein, sah' aber gleich gerade gegenüber ein geschlossenes eisernes Portal, das den Eingang in den Hof, und einen grossen Küchengarten sperrte. Hier, durch dieses Gitterwerk, sah' ich am untern Stock stark vergitterte Fenster. Zwey Flügel des Gebäudes, und dann eine hohe Mauer an den zwey andern Seiten, schlossen diesen Hof und Garten ein, und benahmen dem untern Stock des Hauses alle Aussicht.

Im geräumigen Vestibul war es Todtenstille, alle Thüren waren verschlossen. Ich entschloss mich, da auch etwas zu sehen, machte mich unsichtbar, und erwartete bis jemand herein oder heraus kommen würde. Unterdessen promenirte ich eine Weile herum. Es währte nicht lange, so knarrte eine Thür, und es kam ein Mann heraus, der gleich wieder riegelte, auf eine andere Thür zuging, und sie öffnete. Nun sah' ich gleich, da der Mann in den offenen Gang konnte, dass er frey war, und damit entschloss ich mich, ihm auf dem Fuss nachzufolgen. Die geöffnete Thür, die er angelweit offen liess, zeigte mir den Gehälter von Werkgeschirr, also blieb ich vor der Thür stehen, um dem Manne auszuharren. Er nahm eine Grabschaufel, und schloss den Gehälter wieder. Dann zog er einen Schlüssel aus der Tasche,

gieng nach dem eisernen Gitter, sperrte auf und wieder zu, und ich folgte ihm in den Garten. Er gieng an seine Arbeit, und ich stand eine Weile am Gitter, um das Ganze zu übersehen.

Wirst auch wieder herauskommen, dacht' ich, wenn es Essenszeit ist, und der Mann von der Arbeit geht. Ich war also darüber ruhig, als der Mann seine Arbeit begann.

Der Gedanke: Nun jetzt im Centrum von erzlöderlichem Gesindel, von verruchten Bösewichten, H— und allem Jan-Hagel zu stehen, das machete mir anfänglich Schauer und bange, so dass ich wünschte, nicht hineingegangen zu seyn. Doch erholte ich mich bald wieder, weil ich dachte: was können die Leute dir schaden? — Vielleicht entdeckst du da welche, die ihre Uebelthaten bereuen, sich gebessert haben, und das macht dir da wieder vieles

gut; dann hast du auch ein morali-
 sches Lazareth gesehen, wo rasende
 Kranke mit Diät, Arbeit oder der he-
 roischen Knute geheilet werden. So
 stellte ich mir die Sache vor, und nä-
 herte mich diesen Gefängnissen, be-
 hielt aber immer meinen Gärtner im
 Auge, um nicht eingeschlossen zu
 werden. Die ersten vier grossen, dop-
 pelt vergitterten Fenster, zu welchen
 ich hinkam, und bequem hineinsehen
 konnte, waren ein grosses Arbeitsge-
 mach für Weibslente, die Wolle span-
 nen. Es waren ihrer wol dreyssig da,
 viele noch junge Dirnen, die in dem
 Augenblick, als eben kein Knutmei-
 ster da war, sich garstige Zoten zu-
 riefen, und muthwilliges Zeug schwatz-
 ten, und lacheten. Die Arbeit verrich-
 teten sie, aus Furcht vor Züchtigung,
 aber von moralischer Besserung fand
 ich auch keine Spur; denn alle nah-

men an den Erzählungen Theil, und lacheten mit. Alle waren uniform in rohes Wollenzeug gekleidet; und es sah' in der Stube alles ordentlich und reinlich aus. — Bald hatte ich dieser unsittlichen Unterhaltungen genug.

Es folgte eine andere Stube von drey Fenstern, da waren auch Weiber, und acht Weberstühle. Hier war es stille, weil sie wegen des Tagewerks nicht Zeit hatten, die Tretten müssig zu lassen, und weil das Gepolter und Geklirr von den Stühlen das Plaudern beschwerlich und zum Hören fast unmöglich machte. Also kamen mir diese Weiber weder gut noch böse vor.

Ich gieng weiter an die Ecke des Winkelgebäudes, und sah' am Boden durch Gitter, tief unter der Erde, etwa ein halbes Dutzend nackte Kerls, die Farbholz sägten und raspelten; reden hörte ich nicht, aber zuweilen

entsetzlich fluchen, vermuthlich wenn die Säge hart durch Aeste gieng. Ich nahm ein Steinchen, das vor mir lag, liess es durch das Gitter hinab fallen, das empöerte die Kerls, dass es ein Gebrüll von Fluchen gab, so wie, wenn alle drey Rachen des Cerberus da unten waren, und mit heuleten. Ich entsetzte mich über diese Thiere, und bereuete es, dass ich, zwar ohne böse Absicht, Veranlassung des schrecklichen Fluchens war. Damit eilte ich zum andern Flügel, und kam wieder zu einer Stube, wo etwa zwanzig in Kaputzen, wie Mönche gekleidete Männer Wolle kratzten, strichen, schlugen und dergleichen handhierten.

Die Kerls waren mausestill und arbeiteten, weil der Zuchtknecht mit einem Ochsenziemer in der Stube herumgieng, und auf einen zuweilen scharfe Blicke warf.

Es verstrichen nicht fünf Minuten, so zog der Zuchtknecht diesem Kerl den Ochsenziemer so derb auf den Rücken, dass ich selbst darab erschrack. Der Kerl heulete, und der Zuchtknecht mass ihm noch einen eben so derben Hieb, mit den Worten: So geht es, wenn du nicht arbeiten willst, Canaille! — Der Kerl heulete noch lauter und der Zuchtknecht gab noch einen: Willst schweigen! — Oder noch mehr? —

Schweigen war also als Gegenmittel für Prügel das Beste. Der Kerl stimmte ab mit dem Geheule und machte bald Pause. Wenn du Kerl mir deine Arbeit nicht lieferst, dann rechne ich wieder so mit dir ab, Schelm. „ — Damit gieng der Zuchtknecht zur Thür hinaus, und sperrte den Riegel.

Kaum war die Thür geschlossen, so kamen ein paar Schurken mit abgenommenen Mützen auf den Geprügelten zu;

machten Komplimente, und gratulierten zur glücklichen Einweihung. Damit ward lautes allgemeines Gelächter, so dass der Kerl den Schmerz vergass, und auch mitlachen musste. Dieser Willkomm gab mir also Vermuthung, dass der Kerl heute zum erstenmal zur Arbeit eingeführt ward.

Meine Herren! sagte der Ankömmling: Ich sehe, dass ich unter muntere, gute Gesellschaft gekommen bin, das wäre mir ganz recht, wenn ich nur ein besseres Frühstück gekriegt hätte, und der verdammte Ochsenwädeladjutant den Leuten anderes Tractament gäbe.

Alle die Schurken lachten, und einer sagte: Höre, Camerade, oder Herr Camerade, wie du lieber willst, du hast gewiss das Glück beym Schwanze gekriegt, dass dich der Hals-Doctor hier einquartiert hat?

Es

Es ist besser, er habe mich hieher, als ein Dutzend Sprossen höher gebracht.

So so, erwiederte ein anderer. Es ist da doch hundeschlecht genug. Wirst weder Wein noch Bier schmecken, und von Fleisch nichts sehen, als das Schwanzstück des Ochsenwædeladjutanten.

Darf ich fragen, Herr Camerad: Wer ist der Herr? — sagte darauf ein anderer.

Wir sind nun hier unter Freunden, antwortete der Ankœmmling. Ich will euch meine Geschichte kurz erzählen. — Mein Name ist *Hans Buttergass*; wer mein Vater war, das weiss ich selbst nicht. Die Mutter diente bey einem vornehmen Domherrn, und so glaube ich, bin ich ein Edelmann. Ich habe wohl vier Jahre unter dem Kayser gedienet, der mir so viel Prügel zu zählen liess, dass ich den Reissausnahm, ihm seinen Pumpernickel liess,

(II. Bd.)

N

und ohne Prügel und Fuchtel mir besser Brod verschaffete. — Wie es dann geht; ich fand bald ein paar Freunde, mit denen ich Cameradschaft auf Freybente machte. Unser drey Cameraden nahmen uns auch ein hübsches Zigeuner-Mädel, das wir alle drey in Gesellschaft Theil und gemein hatten; die Hexe lernte von ihrem Vater ein wenig Klempnen, von ihr lernte ich es auch, und trieb damit ein fahrendes Handwerk. Meine zwey Cameraden waren ein Scheerschleifer und ein Krämer. So zogen wir mit einander durch viele Lænder, waren bey Tage getheilt, und zu Nacht, wo wir auf Beute losgiengen, da fanden wir uns beysammen. In den Doerfern klempnerte die *Drudel* und ich den Bauren, und flickten ihnen Kupfer und Blech. Das ist nun mein Lebenslauf seit einigen Jahren, und ich habe dabey nichts Böses gethan:

weil wir niemanden ins Gras beissen machten.

Da machte der Kerl Pause, als er sah, dass einer eine Tabackprise nahm: — geb mir der Herr auch einen Schnupf, sagte er. — Die meisten, welche Büchsen hatten, nahmen Prisen, und boten dem Erzähler auch dar. — Nun fuhr er fort: Vor ein paar Wochen spielte mir der Teufel einen verfluchten Possen. Wir wollten im nächsten Dorfe von hier dem Pfarrer das Haus räumen, damit ihm der Speck nicht schimmlich würde.

Meine Cameraden und ich nahmen Nachts mit Schlag zwölf Uhr eine Leiter von der Kirchhofmauer, und stellten sie in dem Garten an ein Stubenfenster. Ich Narr stieg hinauf, machte eine Scheibe los, machte das Fenster auf, öffnete mein Laternchen, und sah' weder Bett noch Schlæfer da; also gieng ich hinein. Da war ein Schrank mit dem

Schlüssel. Als ich diesen geöfnet, war alles mit Kleidern angefüllt. Ich packte kleine Bündelchen und schmiss sie zum Fenster hinaus; die Dirne packte unten zusammen, und einer meiner Cameraden trug weg, und der andere patrouillierte um das Haus herum.

Als ich eben an der Arbeit war, mit einer Lochsäge ein verschlossenes Nebenschränkchen zu öfnen, so gab einer meiner Cameraden einen Pfif. Ich schloss mein Laternchen, und guckte zum Fenster hinaus, sah eine Laterne die Dorfgasse hinab gegen den Garten kommen. — Nun muss der Pfarrer einen Sterbenden besucht haben, kurz, er war es. Als er an dem Zaun war, beleuchtete die Laterne die Leiter. Er machte lauten Lärm, kam mit dem Knecht in den Garten, und schmissen die Leiter blitzschnell um. Da war ich im Neste, und meine Cameraden und Dir-

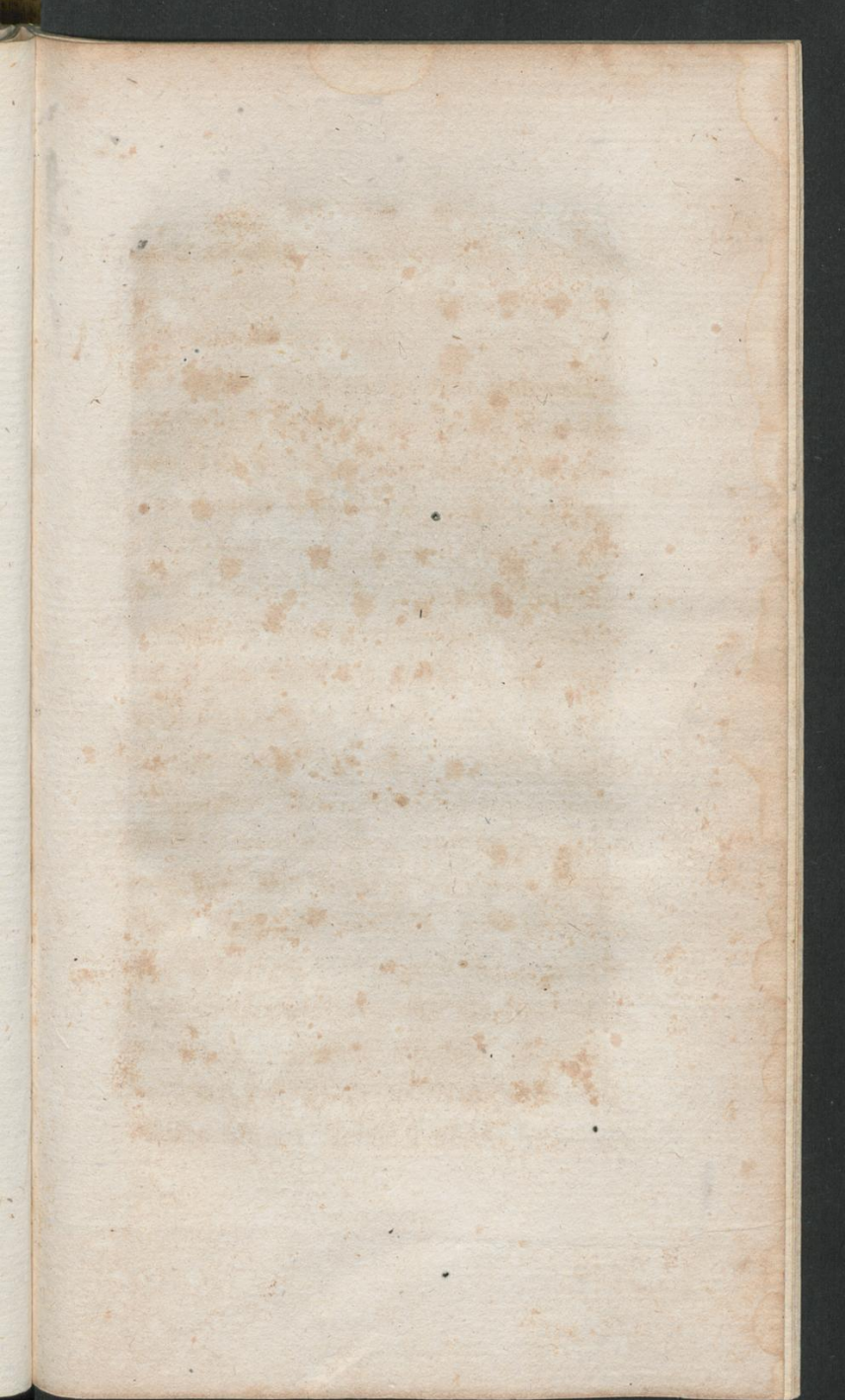
ne machten sich davon. Auf das Geräusche des Pfarrers guckten ein paar Schlingel von Bauren zum Fenster hinaus, griffen nach Axt und Prügel, eilten in Hosen und Hemde dem Pfarrer zu Hülfe, und riefen noch andere herbey. Derweil kamen Leute hinauf, wo ich den Riegel geschoben hatte. Und da sie nicht hinein konnten, und ich wegen dem Auflauren draussen um das Haus nicht heraus, so ward die Thür mit den Angeln gesprengt. Da kam nun der verdammte Knecht mit der Laterne, der Pfarrer mit dem Stock, drey Bauren mit Aexten und Prügeln, und am Ende die Pfarrerinn und eine Magd fast im Hemde mit einem Licht, und fanden mich: da war eine Ratte in der Falle. Ich musste kapitulieren, oder mich wie einen Hund todtschlagen lassen. Ich that also das Beste, und übergab mich auf Gnade und Ungnade. —

So gieng es, dass ich da in euer Hundest gekommen bin. —

So erzählte der Kerl, und gab den andern Stoff genug zu Fragen und Gesprächen, auch zu lustigen Einfällen, wobey ich oft satanische Laune und Witz bey einem hörte: darüber vergass nun der Kerl die Arbeit. —

Mit einmal, als ein anderer erzählen wollte: wie er mit seinen Cameraden einem Bauren ein Schwein gestohlen habe, kam der Zuchtknecht hinein. Der sah, dass der neue Ankömmling nur wenig gearbeitet hatte. Ohne ein Wort zu sagen, zog er dreymal den Ochsenziemer mit voller Kraft zum Ribben brechen über ihn her, und der Kerl heulte, dass ich weggieng, ob ich gleich dem Kerl seine Schläge gönnete. —

Nun kam ich am abgescenderten Flügel des Hauses in einen Winkel des Gartens zu einem Gitter, das ein beson-





deres kleines Kæmmergen ausmachte. In den verdorbenen alten Fenstern waren ein paar zerbrochene Scheiben, wo ich hinein guckte. Da sah ich zu meiner Verwunderung eine schlanke weibliche Figur, mit langen offenen Haaren, den Kopf auf den rechten Arm gestemmt, auf einem zerrissenen Strohsack unbeweglich liegend. Ein Wasserkrug neben der Lagerstelle war alle Geräthschaft dieses traurigen Gehäلتers, und ein Stück Torf-schwarzes Brod lag dabey am Boden.

Als ich eine Weile da stand, in Erwartung, die Figur würde sich etwa zeigen; da ich ein paar mal an dem Fenster pochte, ohne dass sie sich daran kehrte, so knarrete mit einmal ein Riegel der Thür, und damit fuhr das Bild wie vom Donner geschreckt auf. Die Haare fielen über die Schultern, und ich erblickte da ein junges schönes Mædchen.

Nun trat ein Mann mit einem Stuhl ein, und ein Herr in einem Frack, der mir gleich das Aussehen eines Geistlichen hatte, folgte dem Manne auf dem Fuss nach. Der erste, sobald er den Stuhl am Fenster niedergesetzt hatte, verliess ohne ein Wort zu reden, das Gemach. Der Herr öffnete einen Fensterflügel und setzte sich hin, derweil das Mägdchen wie eine Bildsäule mit ineinander gefalteten Händen und gesenktem Haupt am Fuss der Lagerstelle stand, und ihm Thränen über die glühenden Wangen herabrollten.

Maria! (sagte der Herr) Die Obrigkeit hat dich, wie du weisst, um deiner Vergehungen willen für ein und ein halbes Jahr hier ins Zuchthaus verurtheilt, du hast nun Zeit zur Besserung, wenn du stille und arbeitsam wirst: dabey kannst du auch hoffen, dass alsdann Gott und Menschen dir deine Feh-

ler vergeben werden. — Das Mædchen weinte laut, und schien mir wirkliche Reue zu haben. — Sage mir nun auch Marianne, (sagte der Geistliche weiter) wie bist du so in Unglück gefallen? — Ich bin nun dein Seelsorger, und habe Mitleiden mit dir, wenn ich einmal sehe, dass diese Strafe dich zur Reue und Besserung bringt. — (So redete der Mann mit sanftem Tone, und diese Worte der Freundschaft des Geistlichen beruhigten das Mædchen etwas.) — Erzähle mir jetzo deinen ganzen Lebenslauf. Sitze doch nieder; sage mir: wie du in all dieses Unglück gekommen bist? — Rede ohne Furcht! —

Marie mit tief aus dem Herzen geholtem Seufzer fieng an. Herr! Ich bin von H —; ich habe noch Vater, Mutter und zwey æltere Brüder. Da meine Aeltern nur wenige Güter haben, und nicht genug Arbeit für uns drey Kinder, so musste ich in der

Stadt mein Brod als Dienstmagd suchen. Mein Vater kannte da den Leinenweber Mr. P. der mich mit zehn Gulden Jahrlohn in Dienst nahm: mehr wollte der Mann nicht geben, und der Vater konnte auch nicht mehr fordern, weil ich ein Kind von vierzehn Jahren war, und nichts wusste, als Holz- und Wassertragen und Spinnen. Zwey Jahre lang blieb ich bey dem Meister treu und ehrlich; da ich aber viel herumlaufen musste, meine Kleider und viele Schuhe zeriss, der Lohn mich nicht aushielt, so suchte ich einen andern Dienst, und kam als Untermagd zu Herrn K —. wo ich fünf und zwanzig Gulden zu Lohn hatte. Da machte mir die Koechinn viel zu thun, und da ich im vornehmen Hause war, wo beynahe tæglich Gesellschaft kam, und ich mich besser in Kleidern halten musste, so war auch dieser Lohn nicht hinlänglich, ich hatte am

Ende des Jahrs wieder nichts; nur etwas mehr abgenutztes Gewand. Alles was ich gewonnen, war: dass ich etwas Kochen gelernet; aber dabey wollte ich mich nicht længer von der Obermagd hudeln lassen, suchte also anderswo als Kœchinn oder Stubenmagd unterzukommen. Bey dem Herrn von F. ward ich Kœchin. Das war der Anfang meines Unglücks. Sechs und dreyssig Gulden bekam ich zu Lohn, dann besserte noch der Herr durch Geschenke, da er mich gerne sah und mich zu gewinnen suchte. Aber bald entdeckte es die eifersüchtige Madame, sie warf Hass auf mich und machete in einem halben Jahre, durch Hader und Gezænke, mich dienstlos: Aber sie musste, um meiner los zu werden, mir den vollen Lohn bezahlen, und der Herr gab mir noch in Geheim einen Carolin. Nun war ich mit einmal reich und trug

in die fünfzig Gulden aus dem Hause, aber dienstlos! Zu meinen Aeltern wollte ich nicht, sondern gieng, bis ich einen neuen Dienst hatte, zu der — im Haversack, wo ich mit vielen Dienstjungfern und Lakaien, die täglich hinkamen, bekannt ward. Es war da Assemblée, man trank Kaffe, Wein, und was das Herz gelüstete. Nur selten sah ich die Zechen mit Geld bezahlen, die meisten brachten der Frau Hauswirthinn andere Sachen, Esswaaren, Kleider und dergleichen. Ich, weil ich nichts zu tragen konnte, musste, wo Gäste mich nicht zu Gast hielten, mit Geld bezahlen; aber die Kostfrau war, in Hofnung besserer Zeiten, für mich sehr gelinde. So giengen mir etwa vierzehnen Tage vorüber, bis einer der Knechte, der mich besonders lieb gewann, mir einen Dienst aus fand. Aber, sagte er: Kind! deine lumpigen Bauren - Mieder taugen

dir nicht, wenn du guten herrschaftlichen Dienst haben willst. —

Ich fand es leider auch so, weil alle meine neuen Bekanntschaften weit besser als ich und nach der Mode gekleidet waren. Damit entschloss ich mich, meine Kleider alle zu verkaufen, und neue nach der Mode anzuschaffen. Aber damit gieng meine Baarschaft bis auf wenige Gulden weg. So bekam ich dann eine Herrschaft im — als Kammerjungfer mit sechzig Gulden Lohn, und Verheissung vieler Geschenke an getragenen Kleidern der Madame und anderm.

Ausser dem Kochen hatte ich noch nicht viel erfahren, und ich bedurfte auch nicht sehr viel, weil ich nur zur Bedienung der Frau da war, sie ankleiden, ausziehen, ihre Kleider in Ordnung und ihr Zimmer rein halten musste. Das war alles, und ich konnte es bald,

so dass die Madame mit mir zufrieden war, mich so lieb gewann, dass sie zu meinem Unglück nichts geheim vor mir behielt, und in allem ganz vertraulich gegen mich ward. Der Herr war bey Tage nicht viel zu Hause, dagegen kamen viele Besuche zur Frau. Der junge Herr von — war fast tæglich da, auch ich gefiel ihm als geputztes Kammermædchen, und ich bekam dafür manchen Thaler und Liebkosung. — Dieses reizte mich noch erst; mein æusserliches noch mehr zu verschœnern, und ich ward eines der geputztesten Kammermædchen, aber ausser meinen schoenen Modekleidern bettelarm.

Meine Frau ward stolz auf mich, und bald alle junge Herren und Lakaien sahen mir auf den Strassen nach. Dabey bekam ich so viel oder mehr Liebschaften als Madame.

Zwey Jahre hatte ich da zu meinem

Unglück immer fröhliche Tage; doch erinnerte mich mein Hang zu kostbaren Kleidern, und das beständige Aufwenden meines Geldes für Flittergewand an die Nothwendigkeit: auch etwas Geld mir zu sammeln, um bey sich ereignender Gelegenheit mich auch verheurathen zu können; oder bey kranken Tagen etwas zu haben. — Der Leichtsinn der Madame bracht meinen Entschluss bald zur Reife. Um zu sparen, nahm ich anfänglich meine kleinen Bedürfnisse, Stecknadeln, Bänder u. d. gl. von dem Vorrath der Madame. Ja ich gieng so weit, dass ich oft ihre Hemden und anderes trug. Kleinigkeiten nahm ich ohne weiters; endlich kam ich auch an Grösseres und wieder an grössere Sachen, ohne dass es die Frau bemerkte, oder etwas sagte. Aus allmählicher Gewohnheit machte ich mir nichts mehr daraus, von Zeit zu

Zeit etwas Geld mitzunehmen, wenn ich es beym Auskehren der Kleider in der Tasche der Frau fand. Viel nahm ich zwar auf einmal nie, und so bemerkte es die Frau auch nie, weil es ungezähltes Spielgeld war, das sie für Gesellschaften bey ihr trug. So beym kleinen Diebstal eingeschlæfert und keck gemacht, wagte ich es mit einmal ins Grosse zu gehen.

In das Putzschränkgen legte Madam zwöelf Carolins, die sie einer Putzmacherinn bezahlen wollte, und gieng aus dem Zimmer. Ich trat hin, und nahm einen davon. Nach Tisch wollte die Frau das Geld nehmen, und mich zu der Putzmacherinn senden. Nun fand sie im Wiederzählen nur eilf Stück. Sie sah' mich eben an, und ich erschrack so, das sie mir die That an meinen bebenden Gliedern ansah. Sie fragte, und ich læugnete so keck, dass

Ma-

Madame entrüstet dem Herrn rief. Ohne Lohn, auf der Stelle, musste ich das Haus räumen, weder Fussfall noch Bitten half mir. — Mit wenig Geld, nur mit Flittergewand ward ich also dienstlos, und der plötzliche Verlust dieses Diensts hatte mich in der Stadt so verdächtig gemacht, dass ich es nicht gleich wagen durfte, einen Dienst zu suchen. Zu meinen Eltern durft ich nicht. Der Haversack ward also wieder mein Zufluchtsort, wo mich die Frau willig aufnahm, und mir, ohne etwas bezahlen zu müssen, Tisch, und vielleicht noch etwas Kleidung versprach, wenn ich junge Herren, die zu Nacht das Haus besuchten, unterhalten und bedienen wolle. Ich liess mir diesen Vortrag gefallen, sah aber wohl ein, dass es so nicht lange gehen koenne, und dachte also wieder auf andere Dienste, die ich etwa nach vier

(II. Bd.)

Q

Wochen durch Empfehlung des Kammerdieners im Hause des Herrn von — fand.

Dieser Diener gab mir Rath, wie ich mich aus dem Handel mit meiner letzten Herrschaft herauslügen könne. Ich sagte nehmlich meiner neuen Madame: Der Herr habe eine Liebesaffaire mit mir haben wollen. Die unvermuthete Dazwischenkunft der Madame habe dann ein solches Spektakel gemachet, dass ich Unschuldige das Opfer des Zorns geworden sey. Das glaubte mir die Madame um so eher, weil Jean der Kammerdiener sie schon dazu vorbereitet hatte, und weil der Herr von — bey der ganzen Stadt im Rufe von vielen Liebschaften steht. Aber während meinem Aufenthalt im Haversack, ward ich, ohne es zu wissen, schwanger, und kam in diesem unglücklichen Zustand in den neuen Dienst. Da vermied ich

Diebstæle, aber desto weniger Koquette-
rie und den Putz, weil es die Herr-
schaft gerne sah, dass ich mich als
Kammermagd artig und schoen geputzt
zeigte. Ich bekam dafür zehen Caro-
lins zu Lohn, und Jean war mein
einziger Liebhaber. Nach Verlauf von
ein paar Monaten ward ich meiner
Schwangerschaft gewiss, aber in der
schrecklichsten Lage, die man sich den-
ken kann. Gleich war ich entschlossen,
die Sache zu verheimlichen, und das
Geheimniss nur meinem Liebhaber zu
entdecken: ich that es, weil bey unse-
rer tæglichen Liebschaft ihm die Sache
sonst zu bald hætte auffallen koennen.
Nun wusste Jean, dass mich im Ha-
versack auch andere gesehen hatten;
er zæhlete nach, und wollte, auf mein
Bekenntniss hin, auf der Stelle nichts
mehr mit mir zu thun haben. Damit er
sich also auch ganz von mir losma-

chen kœnnte, so entdeckte er die Sache heimlich der Herrschaft, und diese stiess mich gleich, mit zwey Carolin Lohn, zum Hause hinaus.

Arm, œffentlich geschændet und schwanger, verliess ich nun die Stadt, und gieng nach —, ohne zu wissen, was ich nun anfangen wollte. Tausendmal stiegen mir die stræflichen Gedanken auf: mich meiner Last durch Arzneymittel oder anders zu entladen. Aber ich kannte die Mittel nicht, und durfte es nicht wagen, mich an einen Arzt zu wenden. Oft dacht' ich wieder auf Gewaltthætigkeit bey der Geburt. —

Dergleichen tægliche und næchtliche Beængstigungen wirkten so marternd auf meine Frucht, dass sie am Ende in der Scheune Tod zur Welt kam. Daher fiel ich also bey jederman in den Verdacht von vorsætzlicher That und Mord. Das ist, Hochwürdiger Herr,

nun meine ganze unglückliche Geschichte.

So erzählte, oft bitter weinend, das Mädchen seinen Lebenswandel, und ich bemerkte, dass auch der Geistliche innigst gerührt war.

Aber, was denkst du jetzo arme Marie? fragte der Geistliche.

Marie. Ach Gott! — Ich bin unglücklich, lebenslang unglücklich!

Geistlicher. Begreifst du, dass du noch tiefer in Unglück gefallen wärest, wenn du deine sträflichen Anschläge ausgeführt hättest? Gott hat dich noch bewahret, ohne das würdest du vermuthlich von der Hand des Scharfrichters zum Tode gebracht.

Marie. Ach Gott! ich bin auch so unglücklich genug, wenn mir Gott nicht vergiebt.

Geistlicher. Du hast nun Zeit zur Reue und Besserung, thust du das, so

wird Gott auch barmherzig seyn. Aber, weist du nun auch, woher dir all das Unglück gekommen ist?

Marie. Ach ja! wäre ich in der untern Klasse der Dienstmädchen geblieben, so wäre ich nie so unglücklich geworden.

Geistlicher. So ist es. Wer bey Armuth gebohren und erzogen ist, und kommt zu Ueberfluss und gemächlichem Leben, der kann nicht leicht ohne Gefahr gute Tage haben. Es wäre dir besser gewesen, du wärest im Bauernstand geblieben, oder in der ehrlichen untern Klasse der Dienstmädchen; hättest dich deiner ehrbaren Baurenkleidung nicht geschämt, wärest an einem arbeitbedürftigen Dienst geblieben, dann wärest du nie hochmüthig und stolz geworden. Der Stolz hätte dich nicht auf Kleiderpracht geführt; du hättest dich mit ehrlichem

Lohne und weniger Aufwandbedürfnis begnügt; dann wäre dir Unschuld des Herzens geblieben, wärest nie feile Dirne für jeden Wollüstling geworden.

All dein jetziges Unglück hast du der Verachtung deines ursprünglichen, ehrlichen Standes zu danken. Ist es nicht so?

Marie. Ach ja! — —

Geistlicher. Aber, sage mir jetzt vor Gott, begreifst du nun, wohin Stolz, Kleiderpracht, Gemächlichkeit des Lebens und dergleichen ein armes Mägdchen führen kann? — Was werden nun deine ehrlichen Eltern, deine Brüder, zu deinem Unglück sagen? Muss sie die Schande, die du ihnen machest, nicht innigst kränken? Werden sie sich nicht beynah zu Tode grämen? (Vor Schluchzen konnte das Mägdchen nicht reden.) — Höre Marie! Du bist nun im Unglück. Ich bin nicht der Mann, der den

gefallenen Wagen liegen lässt, oder nur jammert, wenn er gefallen ist; ich helfe lieber wieder aufrichten, wenn es möglich ist. Höre mich jetzt!

Wenn dir alle deine Fehler von Herzen leid sind, wenn du im Sinne hast dich zu bessern, so wird dir Gott verzeihen, und dann ist es Glück für dich, dass dich die Obrigkeit so im Laufe deiner Laster aufgehalten hat. Wäre sie nicht dazwischen gekommen, so hättest du gewiss bey fröhlichen Tagen im Laster fortgelebt; hättest deine Gesundheit auf eine schændliche Art zerstöret, eine gewisse Folge einer feilen Dirne. Du wärest immer tiefer ins Verderben gesunken. Erkenne also darinn die Hand Gottes und seine gnädige Rettung noch zu rechter Zeit, da du noch nicht zwanzig Jahre alt bist. Die achtzehn Monate deiner Strafe da im Verbesserungshause können dir

kurz oder lange werden, nachdem du dich anlässest. Bist du still und arbeit-
sam, so geht dir die Zeit ohne Härte
und Zuchtruthe vorüber, du wirst mit
aller Schonung behandelt und gewöh-
nest dich zur Arbeitsamkeit, die dich
deine ganze übrige Lebenszeit nützen,
und dich vor allen Lastern schützen
wird. Siehe nicht auf das böse Bey-
spiel, das dir der grosse Haufe der mei-
sten Mitgefangenen geben wird, thue,
was ich dein Seelsorger dir jetzt rathe;
vergiss das nie!

Ist denn deine Strafzeit einmal vorü-
ber und du bist gebessert, dann gewin-
nest du nach und nach auch deine ver-
lohrne Ehre wieder, und nach dem
Grade deiner Besserung wird es dir
wieder besser gehen; ehrliche Leute
werden dir die Fehler verzeihen, und
du kannst dann durch gute Aufführung
wieder gute glückliche Tage erleben. —

Lass dir also das vor Gott gesagt seyn, und behalte meinen Rath tief im Herzen.

Damit verliess der Geistliche das arme Mägdchen, das ihm für seine Güte und Herablassung schluchzend dankte, und Besserung versprach.

Noch eine Weile blieb ich am Fenster, um zu bemerken, wie sich auch das Mägdchen in Abwesenheit des Geistlichen betragen würde. — Tief gebeugt stand es eine Zeit lang unbeweglich da, endlich richtete es allmählig das Haupt und die Augen gen Himmel empor, und Thränen stürzten über die glühenden Wangen herab. — Vergieb o Gott! Vergieb mir meine Sünden. — Nun habe ich doch auch da wieder einen Menschen, der meiner gekränkten Seele etwas Trost gab! — Ach Gott! — Und damit stürzte sie sich auf das Strohlager nieder, und weinete

laut. Mich kostete es ebenfalls Thränen, da ich wirklich Reue, und eine schöne büssende Magdalene sah. —

Da ich nun ohne den Gärtner nicht heraus konnte, so promenierte ich eine Zeit lang im Garten, gieng dann wieder zur Weiber-Stube, wo jetzt Stille herrschte, weil der Zuchtknecht wieder da war. An der Thür war ein mit grober Schrift gedruckter Anschlag, den ich, weil ich Zeit genug hatte, mir abschrieb.

Strafen.

- 1.) Ungehorsam gegen den Zuchtmeister und die Zuchtknechte, Trägheit heym Arbeiten, Verachtung der Kost, wird mit drey bis vier Streichen auf der Stelle, im Wiederholungs-Fall mit zwölf bis vier und zwanzig im Bock gestraft.
- 2.) Eine den Vorgesetzten des Hauses mit Geberden, Worten oder That zugefügte Beleidigung, je nach Beschaffenheit der Sache, wird mit zwölf bis vier und zwanzig Prügel im Bock, mit Verlängerung der Zuchthausstrafe auf ein halbes, ganzes oder mehrere Jahre geahndet.

- 3.) Das Tabackkrauchen ist bey einem Viertel-Jahr Verlängerungs-Zeit allen Züchtlingen verboten.
- 4.) Schwazereyen, heimliche Unterredungen mit Züchtlingen ungleichen Geschlechts, es geschehe, wo und wie es immer wolle; desgleichen das Briefeschreiben und Verschicken, ohne Erlaubniss des Zuchtmeisters, in oder ausser dem Zuchthaus, ist unter vierteljähriger Hausstrafverlängerung verboten.
- 5.) Wer schlechte Arbeit fertigt, Wolle, Garn, oder das Arbeits - Geschirr vorsetzlich oder nachlässiger Weise verdirbt, der muss nach Verhältniss des verursachten Schadens mit Prügeln, oder Zuchthaus - Verlängerung büssen.
- 6.) Der Diebstal an Wolle, Garn oder Tüchern, auch Bestehlung anderer Züchtlinge, so gering es auch immer seyn mag, wird mit Prügeln abgestraft, oder durch Verlängerung der Zuchthausstrafe.
- 7.) Wer Aufruhr verursacht, aufwiegelt, zum Durchbrechen verleitet, dem wird die Zuchthausstrafe auf ein Jahr lang erweitert. Diejenigen aber, die wirklich Hand angelegt haben, werden mit willkürlicher Härte behandelt.
- 8.) Aergerliches, unzüchtiges Betragen; das Fluchen und Schelten gegen andere Züchtlinge; auch jedes Vergehen gegen die Ehrbarkeit und Zucht wird mit drey bis vier Streichen, je nach Grösse des Fehlers, mit zwölf bis vier und zwanzig Prügeln im Bock gestraft.

- 9.) Derjenige Züchtling, welcher anzeigt: wenn andere vom Durchgehen aus dem Hause reden, oder gar schon in dieser Absicht Complotte gemacht haben, erhält, wenn seine Anzeige wahr befunden worden, nebst Verschweigung seines Namens, eine Belohnung, durch Nachlass an seiner Zuchthausstrafe. Da hingegen
- 10.) Züchtlinge, die gefährliche Unterredungen hören und verschweigen, eben so, wie die Urheber von Komplotten bestraft werden.

Als ich nun dieses in meine Tabelle abgeschrieben hatte, setzte ich mich neben dem Gitter an den kühlen Schatten, um zu warten, bis der Gärtner herausgehen würde.

Ist es auch möglich, da in diesem Hause gebessert zu werden? dacht' ich. Geprügelt genug! Aber, schlechte Beyspiele für Besserung, im Pfuhl der Bosheit und Laster; im Behälter von Menschen, die alles Moral- und Ehrengefühl ganz verloren haben; wo, sobald der Zuchtknecht den Rücken kehret, alle Infamien erzählet und mit Beyfall

allgemein belachtet werden, und muntere Unterhaltungen sind. —

Was mir an diesem Institute hier gar nicht gefällt, ist: Mangel noethiger Gradation. Alle da ins Zuchthaus geschmissene stecken, wie mir scheint, ohne grossen Unterschied ihrer Vergehungen, durch einander in den Arbeits - Gemächern, unter gleichen Gesetzen, nur auf ungleichen Zeitraum aufgehoben, und ist da nur von Prügeln, nirgends von Verbesserung des Zustandes durch Arbeitsfleiss, stille und gute Aufführung die Rede. —

Nur Prügel! Sind denn wohl keine andere Strafen, als Bock und Schläge? — Sind diese gefallenen Menschen alle ohne Ausnahme unverbesserlich? Kann nie das abgestumpfte moralische Gefühl des einen oder andern etwa geschärft, und nach

und nach für Eindrücke von Ehre und Schande wieder empfänglich gemacht werden? Sind nicht auch die zu oft und zu bald kommenden Prügel eines rohen Zuchtknechts etwa Ursache, dass einige, vielleicht noch der Besserung fähige Züchtlinge, gleich Anfangs ganz zurückgestossen, heimlich erbosst, wild, mürrisch, tückisch, und so aller Besserung für immer unfähig werden.

Hätte ich da zu sagen, so würde ich meinem Zuchtknechte auch bey Prügelstrafe verbieten, hart zu seyn, wo nicht æusserste Noth zwinget; er sollte mir nicht gleich mit dem Ochsenziemer Busse predigen. Ich würde nur alte gesetzte Leute nehmen, sie unterrichten, den Züchtlingen von dem Glücke zu predigen, welches freye Leute draussen geniessen, um den Leuten die verwirkte Freyheit und ihren Verlust

desto empfindlicher zu machen. Ich liesse den Züchtlingen oft von Geistlichen und täglich vom Zuchtmeister und seinen Knechten von der Leichtigkeit reden, diese Freyheit und Ehre durch gute Aufführung und Besserung wieder erhalten zu können.

So wie ich im 9. §. gegen Komplotte die Anzeiger des Aufruhrs belohnete, so würde ich auch für die Moralität stärker sorgen, als im 8. §. geschieht. Ich verboete den Züchtlingen alles Erzählen ihrer Begegnisse und Schicksale; verboete alles garstige, unsittliche Geschwätz, bestrafte die Fehlenden durch Versetzung an härtere Arbeit, und belohnete hingegen die heimlichen und offenen Anzeiger mit gelinderer Arbeit, Zeitnachlass u. s. w. So würde gewiss für einige in Fehler gefallene, noch nicht ganz verdorbene Menschen das Zucht- und Prügel-Haus

zum

zum heilsamen Besserungshause werden. — Wer mir dann unverbessertlich bliebe, und mir alle Hoffnung dazu benähme, den würde ich auch zur allerhärtesten Arbeit verdammen; noch härter als das Wollespinnen, und zu Prügeln und wieder Prügeln. Mein Besserungshaus müsste mir auch eben so wenig entehrendes haben, als Militair-Strafen. Wird der Züchtling gebessert, so ist ja der bürgerlichen Gesellschaft wieder ein gutes, nutzbares Glied geschenkt. Bessert er sich aber nicht, so bleibt er Züchtling und von der bessern Welt abgesondert.

Wenn nun der oberste Befehlshaber eines Zuchthauses aus meinem Standpunkt sähe, so wäre ein Verbesserungs-Haus von der kleinen Vergehung an bis zum höchsten Laster gut und der Menschheit nützlich. Es bedürfte

(II. Bd.)

P

nur Gradation in Logierung, Traktament und Zeit.

Wollte man mir unübersteigliche Schwierigkeiten gegen meine Gradation deklamieren; — dann deklamierte ich auch wieder: Ich fordere von jedem Richter, wenn er Richter seyn will, dass er eine ordentliche Scala von der kleinsten Vergehung bis zum Halsverbrechen systematisch im Kopf rangiert habe, um beym Urtheilen eine Richtschnur zu haben. Wenn nun das so ist, so müssen also diejenigen, die zum Zuchthause condemnieren, auch nach einer ordentlichen Scala Verbrechen und Strafen ausfinden; und *per Gradus* gehen.

Nun mangelt mir da in diesem Institute die Gradation. Bey dem *Hans Butterfass* sind etwa zwanzig Züchtlinge, die wahrscheinlich doch nicht alle Raub und Einbrüche werden be-

gangen haben. Es moegen bessere, vielleicht noch schlimmere Leute mit unter seyn, und doch sind sie alle in gleicher Stube, unter gleichem Gesetze, gleichem Tractament. Prügel! Wieder Prügel bis zu Ende ihrer in der Sentenz bestimmten Zeit!! Ist das Gradation — nach den Vergehungen, und was ist die Folge davon?

Man geselle einen nur *lüderlichen* Menschen oder Halb-Schelmen unter eine Rotte von *Erz-Schurken*, wie der *Butterfass* ist, so wird der Lüderliche nach und nach gewiss auch ganz Schurke werden, darum: weil die Schurken zur Kurzweil ihre Schelmenstreiche erzählen, sich deren noch rühmen, weil sie ihre Zuhörer wie mit Romanen belustigen. —

Käme hingegen ein Schurke, wenn er einmal durch Härte zur Arbeit gebracht ist, und sich daran gewöh-

net hat; käme ein solcher unter schon gebesserte Leute, wo er sich nie einer bösen Handlung rühmen dürfte; wo er nichts anders als gute oder unschuldige Sachen hörte, und Hoffnung hätte, durch Wohlverhalten sein Schicksal wieder zu verbessern, so benutzte er vielleicht von Zeit zu Zeit Augenblicke einer Gewissensrüge zur Besserung. Ein Bösewicht kann Gewissensrügen wohl oft betäuben, aber nie auslöschen. Nie hebt sich ein Mensch von der niedrigsten Stufe der Moralität mit einmal zur höchsten empor: aber eben so wenig stürzt er von der Tugend, oder dem Scheideweg zwischen Tugend und Laster, zum Galgenschwengel herab. Dergleichen Sprünge geschehen nie; alles machet sich nach und nach zum guten und bösen, ja oft ganz unvermerkt.

Besserung eines schlechten Menschen

ist immer Møglichkeit, wo man ihm noch einen Weg weiset, und ihm den Weg durch Aussichten seines Verbesserungsstandes leicht machet, statt ihn mit dem Nagel durch den Kopf an die Wand zu heften, und ihn hirnwütig zu machen. — Nachsicht ist man doch der Menschheit schuldig: da wir alle, in mehr oder minderm Grade, so oder anderst gebrechlich sind. —

In dergleichen Rücksichten würde ich nie neue Ankømmlinge geradezu ins harte Arbeitsgemach stecken, und ihnen gleich zum Einstand nur von Prügeln reden, und harte Arbeit geben; ausgenommen Leuten die durch Kapitalverbrechen ihr Leben schon verwirkt hætten. — Ich bin nur Fürsprecher für unmoralische, lüderliche Menschen, für welche ursprünglich Zuchthæuser (*Maisons de correction*) ausgedacht worden. In meinem Bes-

serungshause also, gæbe ich jedem neuen Ankœmmling, acht Tage lang, leidentlichen, aber von allen Menschen abgesonderten Arrest, um ihn den Werth der verlornen Freyheit durch Langeweile fühlen zu lassen. Ich beschäftigte ihn mit keiner Arbeit. Nur zur Essenszeit besuchte ihn ein sanfter Gefangenwærter, und zweymal die Zeit über ein Geistlicher. Bey diesen Besuchen wære nichts anders als Rathertheilung: Wie ein Arrestant sein Schicksal bessern, wie durch Besserung die Obrigkeit zur Gnade zu bringen, und der Zeitraum der Gefangenschaft und Arbeit verkürzt und erleichtert werden könne u. s. w.

Wæren nun auf diese gelinde Weise die Leute zum Pœnale vorbereitet, so würden gewiss viele, ja alle, die einer Verbesserung fæhig sind, ihr Schicksal geduldig tragen, und von der Hoffnung

baldiger Erlöschung angefrischt, sich arbeitsam und ordentlich verhalten, und sich dabey den gebesserten Zustand auch nach und nach angewöhnen. So bekäme ich gute, schlechte, noch schlechtere, und ganz unverbesserliche, das wäre also Classifikation der Leute und des Traktaments, und nach dieser behandelte ich vom Arreste und leichter Arbeit, bis zu Eisen und Banden, und der härtesten Slavenarbeit; und von der ordentlichen Arbeitstube und Schlafkammer, bis in Loecher hinab, wo Kröten und Nattern unverbesserliche Bösewichter schrecken und plagen möegten. —

Diese Gedanken fielen mir bey, nachdem ich die Straftabelle abgeschrieben hatte.

Nun arbeitete der Gärtner fort, und ich konnte nicht heraus, bis die Es-

senszeit den Mann abrief. Das geschah endlich, und ich gieng mit ihm heraus, und setzte meine Wanderschaft fort, wieder froh, aus dem grossen Behälter des verdammtesten Gesindels zu seyn, wo ich, das Dienstmädchen ausgenommen, nicht einen Funken von Reue und Besserung beobachtet habe, und darum nicht, weil eines das andere noch verdirbt.

Ich war nun wieder auf der Strasse, wo ein beschatteter Fusspfad zum Dorfe führte, der mich vor der Sonnenhitze schützte. Im Fortgehen griff ich nach meiner Taschenuhr, und fand sie nicht! — Ich jammerte eine Weile — besann mich, gestern Abend vor schlafengehen hast du sie aufgezo- gen, also muss sie jetzo im Gasthofe, oder auf der Gasse, vielleicht im Zuchthause, oder da auf dem Fusswege seyn. — Bald wollt' ich suchend wieder in die

Stadt zurück. Hunderte an Eins, sagt' ich: du findest sie doch nicht! nur, wenn sie im Gasthofe in den Händen der ehrlichen Wirthsleute ist. Die Taschenuhr war mir ein wichtiges Reisebedürfniss, doch, dacht' ich wieder, viele hunderte reisen die weite Welt durch, ohne Uhren zu bedürfen. Dieser Gedanke brachte mich wieder zum Fortgehen, dem Dorfe zu.

Eben, als ich bey dem Pfarrhofe vorbey gieng, öffnete sich ein grosses Portal, und mit einmal erschien der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin, in einem offenen zweyspännigen Wagen geputzt, und fuhren rasch der Stadt zu. Es war zehen Uhr.

Die Dorf-Schule.

Bald kündigte sich mir durch lautes Gemurmel von jungen, hohen, tiefen, und dumpfigen Stimmen, oft mit roher

lauter Mannsstimme vermischt, die Dorfschule an.

Willst da incognito hinein, dacht' ich, sonst würdest du den Schulmeister durch dein unbekanntes Gesicht in Verlegenheit setzen.

Ich machte mich also im Hausgange noch unsichtbar, und gieng in die offene Stube hinein.

Wohl dreissig Kinder, grosse und kleine sassen da am Tische, beynah' alle aus Faulheit mit der Brust an den Tisch angestemmt. Die kleinsten alle repetierten ihr A. B. C. Einige grössere buchstabierten Worte und Sylben.

Die Frau Schulmeisterinn, mit einer Tabacksbüxe auf dem Tische, mit einem alten eingeschrumpften harpyenähnlichen Gesichte, und die Ruthe in der Hand, dozierte diese zwey Rotten, und schlug einen Jungen tüchtig auf die Finger, der eine Sylbe so aus-

sprach, wie sie buchstäblich geschrieben steht, und nicht nach der Dorfsprache. —

Der Schulmeister liess sich von den grossen Jungens auswendig gelernte Bibelsprüche daher sagen. Er promenierte mit seinem Buche in der Hand, patrouillierte hinter ihren Rücken durch, um da gleich bey der rechten Stelle zu seyn, wenn was fehlen sollte.

Die Schulpresse und dieser Despotismus machte den Burschen Halt! aber eben nicht viel Aufmerksamkeit, weil der Lehrer ihnen nie etwas zum Nachdenken sagte; nichts, das die Jungens verstehen konnten, nichts erklärendes. Die Kerls kauderwälscheten also ihre Sprüche heraus, so dass auch ich nichts verstand. Wenn es nur fortgieng, so war der Magister zufrieden, stotterte es aber und schnatterte der Spruch nicht von Anfang bis zu Ende fort, so

brummte der Mann was mit hinein, haif etwa nach; gieng es aber dann nicht, so flog eine Ohrfeige. Nun, sagte er: Hans Ulj! beweise mir jetzt: *dass Gott der Vater aus Gnaden uns geschenkt habe seinen Sohn.* Hans Ulj schnatterte nun: *Im Evangelio Johannes III. C. 16. v. „Gott hat die Welt geliebet, dass er — — —* Mit dem Worte *Gott hat u. s. w.* fuhr der Schulmeister, wie mit Adlerskrallen, dem Buben ins dicke Kraushaar, rüttelte ihm den Kopf, und sagte laut, durch's Gebiss knurrend: Ulj! Ulj! — *Also hat Gott die Welt geliebet! Also hat Gott die Welt geliebet! du Leckershube, Baerenhaeuter! —* Wobey der arme Ulj so heulete, dass es mir durchs Mark drang, und mich der Zorn zur Schule hinaustrieb.

Genug hatte ich *von dieser Lehre* des Christenthums, von dieser Lehrme-

thode! — Das Dorf mag also einen muntern, gesellschaftlichen Pfarrer haben, und hat einen wilden Esel zum Schulmeister! so schloss ich richtig aus dem, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, mehr nicht.

Aber, wie ist es möglich: Ehrfurcht für Gott, Achtung für Religion und Christentugenden, gesunde Begriffe von Gott und göttlichen Dingen, Liebe für Nebenmenschen, Achtung für Obere, Sanftmuth und dergleichen Tugenden mehr, von den Kindern zu erwarten, wo der Lehrer ein unsinniger, grober Kerl ist, wo er die Fundamente der christlichen Lehrbegriffe, anstatt mit Liebe, Sanftmuth und Geduld den Kindern begreiflich zu machen, mit dem eisernen Szepter in die Köpfe schlägt? Können Kinder dergleichen rohe Männer lieben? —

Da! da! in diesem Erziehungs-

druck schlechter Lehrer liegt der erste Keim vieler Irreligiositaet des grossen Haufens, der sich Gott als einen Tyrannen denket. —

Möchten doch auch die Landpfarrer das beherzigen, und ihr möglichstes zu Bildung guter, vernünftiger Schulmeister thun. O! dann könnte und sollte man auch den Pfarrern das eine und andere von Verabsäumung der kleinen Pastoral-Pflichten nachsehen, und mit dem Mantel der Liebe bedecken. Ihnen ware es ja auch erleichtert, die von guten Schulmeistern vorbereiteten Kinder zu weiterer Kenntniss ihrer Christenpflichten fort zu leiten. —

Mit dergleichen Gedanken gieng ich das Dorf durch, einem Manne nach, der eben vom Pfarrhofe kam.

Vor einem andern Hause auf einer Mistwürfe, stand ein andrer Bauer,

der dem ersten zurief: Woher Nachbar Hans?

Woher? antwortete Hans, vom Pfarrer! aber der Pfarrer ist wieder ausgeflogen, und gestern war das Haus voll von Leuten, dass ich ihn auch nicht sprechen konnte.

Was hast du denn?

Was hab ich? Du weist ja, dass ich des Peters Buben bey dem Pfarrer verklagen sollte. Wenn nun der Richter nie zu Hause ist, oder nie Gehör giebt, wie kann ich klagen? — So bleibt alles ungestraft, und die Nachbuben werden immer böser.

Der Pfarrer denkt: Es sey lustiger in der Stadt bey Herren, als bey uns Bauren: wir müssen eben Geduld haben, Hans.

Damit gieng der Mann fort, und ich auch, zum Dorfe hinaus.

Kutscher - Rangordnung.

Eine halbe Stunde gieng ich ganz allein die Strasse fort, bald kam gegen mich ein mit sechs Pferden bespannter Frachtwagen, der schwer belastet zu seyn schien, und hinter mir von der Stadt her, eine Kutsche, mit vier weit ausgespannten Falken, in voller Karriere daher. Der Vorreiter klatschte dem Frachtfuhrmann zum Ausfahren, das konnte der Mann mit seiner Last nicht leicht, und war es um so weniger schuldig zu thun, weil die Strasse weit genug war, beyden noch sichern Pass zu geben, wenn beyde gemach fahren würden. Ich blieb wenige Schritte von dem Wagen stehen, um zu sehen wie sich Kutscher und Fuhrmann die Ehre oder das Recht theilen würden. — Aber der Vorreiter setzte durch, fuhr ohne Schonung rasch vorbey, und wa-

ren

ren die Pferde des Fuhrmanns, der um des Friedens willen stille hielt, nicht friedlicher als Kutscher, Vorreuter und Herrschaft im Wagen gewesen; und hätten die sanftmüthigen Thiere am Frachtwagen nicht durch einen schnellen Seitensprung noch etwas Raum gemacht, so wäre von der einen oder andern Parthey unschuldiger Pferde, gewiss Unglück erfolgt.

Es ereignet sich oft, dass Thiere mehr Sittlichkeit und Mässigung haben, als der Menschenpöbel! — In dem Wagen erkannte ich sogleich den jungen Herrn, der bey der Modenhändlerinn die Handschuh mit einem neuen Thaler bezahlt hatte. —

Wo anders, als im Kopfe harter Plager, ist das Recht gegründet: dass schwere Last, der leichtern, oder Republica, einem Stadtherrchen, im leichten Wagen weichen müsse? Der-

(II. Bd.)

Q

gleichen Behauptung ist Despotismus vornehmer Müssigfahrer, die nicht einmal wissen, welch ein hartes Schicksal die guten armen Lastthiere haben, und wie sauer, bey täglicher und nächtlicher Unbequemlichkeit, geringem Lohne, oft mit Leib und Lebensgefahr, ihre Führer das Brod verdienen müssen. Solche Herren wissen meistens nicht einmal: dass die Betriebbarkeit dieser Menschen- und Thierklassen, ganzen Ländern Broderwerb bringt. Allen diesen Hoch- und Wohlgebornen Herren, sey es gesagt, das Recht ist: Gegenseitige Geduld und Beschwerlichkeiten zu theilen. Auf der Strasse ist jeder ehrliche Mann, jedes Ross, jeder Esel, Weltbürger. Bleibet ihr Herren in euren Pallästen und Häusern, wenn euch der æussere Erdenraum zu klein ist. —

Die Kutsche fuhr also rasch vorüber,

ich gieng wieder meinen Weg fort, und machte noch die eine und andere Bemerkung, über vornehme, reiche Stadtmüssiggænger, die sich immer be-
reden: Land und Leute seyen nur ih-
rerwegen da.

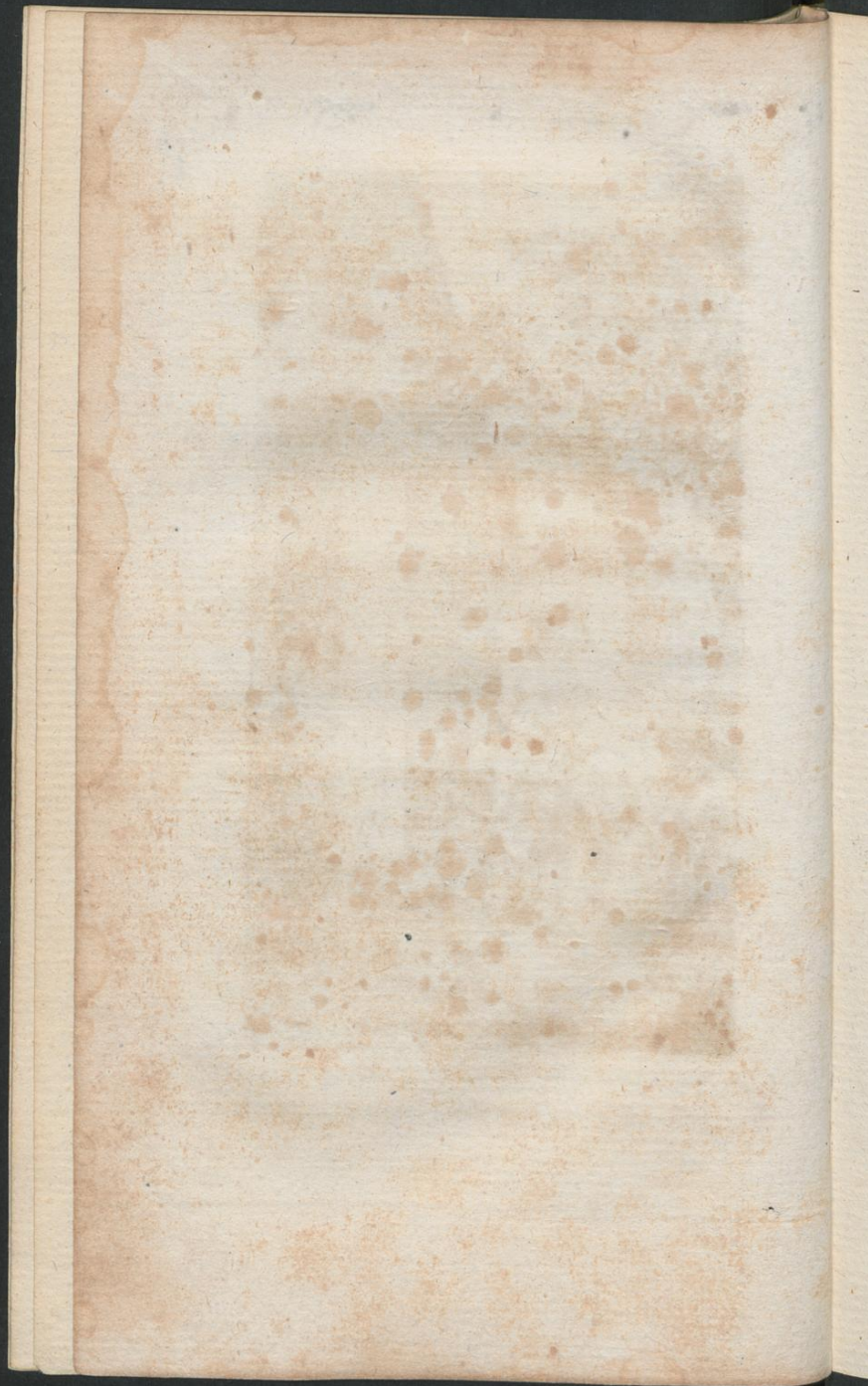
*Denkmal ohne Marmor
und Erz.*

Als ich an dem Abhang des Ber-
ges fortgieng, sah ich auf einer
Anhöhe, einige hundert Schritte ob
der Strasse, ein Haus in einer Grup-
pe fruchtbarer Bäume, wo ich gewiss
war, eine herrliche Aussicht über die
umliegende schöne Landschaft zu fin-
den. Das brachte mich auf den Ent-
schluss, hinauf zu gehen. Im Aufstei-
gen kam ich zu einem krystallklaren
kleinen Bache, an dessen Bord mich
der ordentliche Fussteig endlich zum
Hause brachte.

Wie bezaubert von der schönen weiten Aussicht, stand ich da im kühlen Schatten der Fruchtbäume, die alle in der Linie gepflanzt sind, und von drey Seiten das Haus umgeben. Ich umgieng dasselbe, erblickte mit einmal neben der Hausthür auf einer Bank einen Greis, mit schneeweisem Bart, der ihm ehrwürdig, breit über die Brust herab floss. In den Knien geschlossen, hielt der Mann einen Jungen von etwa sechs Jahren, den er unter den Armen kitzelte, zwey kleine Kinder standen vor ihm, und lacheten herzlich über das muthwillige Kichern des Jungen.

Der Mann und die Kinder bemerkten mich nicht eher, als bis ich dicht an ihnen war, und sie mich reden hörten. Aber, damit liess der Alte den Jungen gehen, und die Kleinen, so bald sie mich erblickten, lieffen davon,





in die Scheune hinein, guckten schalkhaft und neugierig zwischen der Thor-Spalte durch. Nur der eine Junge blieb neben dem alten Manne stehen, und sah' mich mit Verwunderung an.

Gott grüss euch lieber alter Vater, der mit seinen Kindern Freude hat! — So grüsste ich den Mann.

Habt Dank! habt Dank, wer ihr seydet guter Freund! erwiederte er mit frischer männlicher Stimme, und streckte damit seine Hand gegen mich aus.

Ich ergriff mit Ehrfurcht für den schönen alten Mann, die hagere, kalte Hand, drückte sie, und grüsste ihn wieder.

Der Mann sah' mich steif an, schien etwas verlegen, da er mich Fremden sah', und mich nicht kannte. — Ich kann nicht geschwind aufstehen, Herr! sagte er:

Ich. Bleibet sitzen! bleibet sitzen!

damit bat ich ihn um Erlaubniss, mich neben ihn setzen zu dürfen, und auf sein freundliches, warum nicht? setzte ich mich hin.

Er. Wie kömmt ihr Herr, da in meine Einöde?

Ich. Die schöne Aussicht hier oben, hat mich bewogen, von der Strasse da herauf zu kommen, nun freuet es mich noch mehr, einen so muntern alten Mann hier zu finden.

Er. Ihr Stadtherren seyd doch neugierige Leute! doch ich war es vor siebenzig und mehr Jahren auch, aber jetzo, da meine Augen bald nicht mehr viel sehen, so ist es mir in der Stube und draussen bald gleich viel. Die Sonnen - Wärme ist jetzt das beste für mich.

Ich. Darf ich wol fragen, lieber Mann, wie alt möget ihr wol seyn?

Er. Wenn ich noch fünf Sommer

erlebe, Herr, so habe ich hundert Jahre.

Ich. Das gebe Euch Gott! Ihr scheint noch so munter wie ein siebenzig jähriger Mann.

Er. Ja, ich bin gesund, esse und trinke noch wie ein Mann, aber das Gesicht und die Arbeit, das will nicht mehr gehen wie es sollte. Nun Gott sey Dank, habe ich über nichts zu klagen, als etwa über lange Weile, wenn meine Leute draussen sind.

Ich. Aber lieber Mann, ich habe Euch nun die Kurzweile mit den Kindern gestöret.

Er. Thut nichts! Thut nichts! Sie werden wohl wieder kommen.

Auf dieses fragte mich der Mann: Wer ich seye? Das sagte ich ihm: dass ich das Land durchreise, um mir einige Kenntnisse desselben zu erwerben.

Das ist recht, erwiederte er, wenn

die jungen Stadtherren auch Land und Leute kennen lernen. Vor etwa fünf und siebenzig Jahren war ich auch in Kriegsdiensten, da sah ich Lænder und Leute, und wollte nicht, dass ich nicht auch was in der Welt gesehen hätte. Wære ich da nicht krank geworden, und hätte das Heimwehe bekommen, so wære ich vielleicht jetzt nicht da.

Ich. Ihr habt nicht alles verloren lieber Mann, vermuthlich lebet ihr jetzt auch nicht mehr, wenn ihr Soldat geblieben wæret.

Er. Ist möeglich, denn ich hatte oft gar zu gute Tage, und das Wohlleben machet nicht alt.

Ich. Ihr habt es also gut getroffen. Jetzo lebet ihr ja hier wie ein Patriarche, da auf euerm Hofe.

Er. Gott seye Dank, vor fünfzig Jahren war es aber noch nicht so, es war eine rechte Wildniss und Einöde hier.

Ich. Also habt ihr das Land gebessert?

Er. Ja mit Gottes Beystand. Wie ihr da sehet, war dieser Hügel noch von Wasserrunsen ausgeschwemmtes Land, mit Steinen wie besæet, dürr und mit Wachholderstauden, Doernen und Disteln bewachsen. Mein Vater und zwey Brüder, Gott habe sie selig! und ich, brachten das Land mit saurer Arbeit in bessern Stand.

Ich. Wenn euch, lieber Mann, meine Fragen nicht læstig sind, wie machet ihr es denn? Jetzt ist's ja wie ein Paradies.

Er. Herr! Wenn ich Euch die Zeit nicht lange mache, so will ich es Euch wol sagen.

Ich. Ich bitte Euch.

Er. Ihr dürfet nicht bitten, ich sage es Euch gerne, denn es freuet mich immer noch, dass wir in der Ju-

gend fleissig gearbeitet haben, meine Kinder geniessen es jetzt.

Ich. Dafür werden Sie Euch auch lieben, und ihr habt dafür glückliches und ruhiges Alter.

Er. Ja! Das danke ich Gott. — Wie ich Euch Herr schon gesagt habe, vor fünfzig Jahren war da ødes Land, von Gott und Menschen wie verlassen. Mein Vater hatte neben mir zwey Buben und so wenig Güter am Dorfe, dass sie ihn das Jahr durch käumerlich nähreten. Schulden hatte er zwar keine, aber Schulden wollte er auch nicht machen, so konnte er in der Næhe des Dorfs um so weniger etwas ankaufen, weil alle Güter am Dorfe hoch im Preise waren. Sein kleines Gütgen war nun so gut als möeglich angebauet, und gab, was es geben konnte, aber, es war zu wenig die Haushaltung zu nähren.

Der selige Vater war ein starker Mann und meine Brüder auch, und weil es nicht gehen wollte, so entschloss sich der Vater, das Hœfgen im Dorfe zu verkaufen, weil es ihm von den Anstœssern mehr als gut bezahlt wurde. Aus dem erlœsten Gelde kaufte er da den grœssten Theil dieser Wildniss, obgleich das ganze Dorf darüber gelachtet, und den Vater über seine Unternehmungen beschalt. Aber, er achtete das nicht, weil er entschlossen war, mit Mûhe und Arbeit alles gut zu machen, und weil er auch das Gûterwesen gut verstand.

Es war schon ein altes, schlechtes Hœuschen da auf dem Platze, zur Noth Wohnung, und ein kleiner Stall. Daran kehrte er sich nicht. Bist auch kein Herr im Dorfe gewesen, dacht' er, und behalf sich so gut er konnte, weil er es noch besser zu machen hoffete.

Das erste, das der Vater that, war: Nur so viel Land zu reuten, von Steinen zu raumen, umzugraben und stark zu düngen, als er noethig hatte, der Haushaltung das Jahr durch Nahrung zu geben. Da er nun das einmal gut gemacht hatte, und kein Mangel mehr zu besorgen war, so grub er ob dem Hause durch den Wassergraben, und machte am Ende den Wasser-Sammler nur einen Flintenschuss weit ob uns. Damit sicherte er für immer das Land vor Ueberschwemmung bey Wassergüssen, und im Teiche behielt er so immer Wasser zu Wässerung, um dann Wiesen anlegen zu können. Während diesen Arbeiten kam ich auch wieder nach Hause, und fand da schon einen grossen Hof. Das, und der Fleiss des Vaters und der Brüder munterten mich auf auch im Lande zu bleiben und mit zu arbeiten, da ich wieder gesund war.

Wir schleppten aus den Wiesen Lasten Steine, auf grosse Haufen zusammen, die uns nachher zum Bau dieses Hauses in der Nähe lagen. Dann schürfeten, brannten wir, vermischten Erdarten, so wie wir sie zu Wiesen oder zu Aeckern nöthig fanden.

So segnete uns Gott augenscheinlich, so dass der Vater alle die Güter nach fünf Jahren bewarb; jährlich beträchtliches an Frucht verkaufen, und aus dem gewonnenen Geld sein Vieh vermehren konnte. Je besser es uns gieng, desto mehr wuchs unser Eifer: die Sache noch besser zu machen. Nun aber starb uns der Vater, nachdem er zehn Jahre auf dem Hofe gewesen. Der älteste Bruder heirathete, und auch ich zwey Jahre nach ihm. Er bekam keine Kinder und der andere Bruder blieb ledig, weil er einmal von einem gählingen kalten Trunk kränklich geworden war. Mich

segnete Gott mit einem Sohn der auch todt ist, aber einen Sohn und zwey Töchter hinterliess, deren Kindes Kinder ihr, Herr, hier sehet. — Als nun meine Brüder todt waren, war der Hof ordentlich im Stande und fiel ganz mir zu, und da es mir, Gott seye dank, allezeit glücklich gieng, so bauete ich dieses Haus, grub auch den Brunnen unter diesen Nussbäumen, die erst sechzig Jahre alt, und doch so schön sind. Dann setzte ich die vielen Fruchtbäume. Jetzo machet es mir in meinem Alter noch Vergnügen: diese Wildniss mit Gottes und der meinigen Hülfe zum fruchtbarsten Land umgeschaffen zu haben. Da habt ihr jetzt meine ganze Lebensgeschichte, Herr.

Ich. Dafür segne Euch Gott, alter, ehrlicher Mann und lasse diesen Segen auf euere spätesten Nachkommen fort dauren.

Er. Das gebe Gott, dass sie auch arbeitsam und brav werden und bleiben.

Als ich so über eine Stunde mich bey dem ehrwürdigen Greis, der mit den kleinen Kindern allein zu Hause war, verweilte, so wollte ich endlich wieder fort, aber das liess der Alte nicht anders geschehen, als erst, nachdem ich mit ihm noch in die Stube gegangen, mit ihm Butterbrod mit köstlichem Honig von seinen Bienen gegessen hatte. Dann noethigte er mich noch, den Stall von etwa zwölff Stücken des schönsten Viehes zu besuchen. So verliess ich ihn endlich mit dem wärmesten Dank, und wünschten wir uns einander mit herzlichem Händedruck alles Gute.

Welche Denkmæler sind die rühmlichsten? Die Denkmæler der Grossen der Welt; der Lænder-und Vœlker-Bezwin-ger in Marmor und Erz? — Oder ehr-

licher Weltbürger, die der Menschheit wohlthätige Handlungen, nützliche Erfindungen hinterlassen? — Dieser redliche Bauer stiftete sich selbst ein grosses Denkmal, in dankbaren Herzen einer zahlreichen Nachkommenschaft; ein Denkmal, das Generationen von Menschen glücklich machet! —

*Weiss nicht, ob glücklich oder
unglücklicher Zufall, mich
des Steines verlustig
gemachet.*

Ich kam endlich an eine lange, hölzerne Brücke, eines starken Flusses, an dessen abhængendem Borde ein schöner Buchenwald und Gebüsch war, welches das eine Gestad ganz beschattete.

Da die Hitze des sandigen Bodens meine Füsse ermüdet hatte, so brachte
mich

mich die kühle, anmuthige Gegend auf den Entschluss, meine Glieder im Flussbade wieder zu erlaben. Ich stieg etwas von der Brücke entfernt, das stark abschüssige Bord hinab, zog Rock, Schuhe und Strümpfe aus, und endlich meine Weste, die ich nachlässig auf die Kleider hinwarf. Aber, mit dem Wurfe, fiel zu meinem Schrecken die Kapsel mit dem Steine aus der offenen Tasche, und rollte schnell über den Rand des Bordes in den Fluss hinab.

Wie vom Blitz getroffen, stand ich da. — Aber, fort war die Kapsel, für mich verloren! — — Halb zum Narren geworden, lief ich im Hemde hin und her, jammerte, und hätte mich bald vor Gram selbst in den Fluss gestürzt, wenn nicht mein guter Genius mich vor solcher Raserey geschützt hätte. Er, dieser gute Geist, gab' es
(II. Bd.) R

mir bald ein: alles seye dem Wechsel und der Vergænglichkeit unterworfen; nur kleine Seelen unterliegen dem Schmerz dieser Veränderungen; wahre *praktische Weltweisheit* bestehe darin: jedes Schicksal, das nicht zu ändern seye, gelassen zu tragen, u. d. gl.

Bey diesen Gedanken, die mir etwas Beruhigung gaben, war mir das noch Trost, dass ich den Stein nicht durch Uebelthat, nicht mit Vorsatz, sondern nur durch unglücklichen Zufall verloren habe. Dann fiel mir auch noch bey: vielleicht hat es die Vorsehung so geleitet, die für gut fand, dir die Augen und Ohren einmal zu schliessen, weil ich schon so viel gesehen, gehoeret und beobachtet habe, dass ich am Ende Menschenfeind würde, wenn ich immer mehr Böses als Gutes entdeckte. — Damit tröstete ich mich also.

Endlich zog ich genug abgekühlt, und ohne mich gebadet zu haben, meine Kleider an, kehrte eben den Weg wieder zurück, den ich gekommen, weil die Ursache meiner Reise weg war.

Im Rückgehen rief ich noch einmal aus: Ein böser Tag! — Du hast nun heute Taschenuhr und den Stein verloren! —

Doch! was kann der Tag bey allem dem? — Was hat er für Schulde da? — Es ist dein eigener Fehler, deine Sorglosigkeit ist die einzige Ursache! —

Man muss sich in der Welt über nichts zu sehr grämen!

Eine herrliche, schöne, bald gesagte Sentenz. — Aber, in Praxi! wie steht es da? Wie haben wir es da ihr Herren Dozenten, Philosophen,

Moralisten? — Da! eben da scheitern wir Adamskinder beynah' alle! — oder, sind wir in unserm verfeinerten so hochgepriesenen Jahrhundert denn so weit gekommen, dass wir dasjenige für viel und für nichts achten, was unsern Zustand beglückt?? —

Der Verlust einer Sache, die uns Vergnügen machet, ist Verschlimmerung unsrer Glücksbillanze. — Also dürfen wir uns über Verlust beklagen und trauren. Aber untröstlich seyn, heulen und sich die Haare zerzausen u. d. gl. das ist ausschweifender Unsinn; neue, gedoppelte Verschlimmerung unseres Zustandes; weil wir mit all dem Jammer nichts ändern können. Oder, hat wol jemand durch dergleichen Unsinn etwas verlornes jemals wieder zurück gebracht? —

So für und wieder, raisonnierte ich auf der Strasse fort, bis ich einen Flin-

tenschuss vom Dorfe auf einer Nebenstrasse, von einem Hügel herabkommend, einen langen Zug schwarz gekleideter Leute sah.

Ich blieb stehen, sah gleich: dass es ein Leichenzug war. Bald war er bey mir, und gieng vorüber. In den vordern Reihen waren kleine und grössere Kinder, die laut weineten, und die meisten die nachfolgten, waren auch in tiefer Trauer.

Da ist Verlust! — Vielleicht alles verloren! noch Aussicht von unglücklichen Folgen für eine ganze Haushaltung! da sind noch unerzogene Kinder! Ursache genug des bittersten Schmerzes ihr guten Leute! — So dacht' ich.

Aber, ist es anders in der Welt? — Alles ist der Abwechslung, dem Verlust über kurz oder lang unterworfen!

Das ist und muss das Schicksal aller geschaffenen Dinge seyn. —

Innig gerührt, folgte ich dem Leichenzug nach, und gleich gab die Todtenglocke dem Dorfe das Zeichen der Ankunft. Bey der Kirche traten die Leichenträger mit dem Sarg zum Grabe, und der Zug, der sich im Dorfe stark vermehret hatte, in die Kirche hinein.

Meine Neugierde: wer, wie und wo jemand gestorben seye, die Vermuthung, das alles in einer Leichenrede zu hören, machte, dass ich in die Kirche mitgieng.

Es war kein Pfarrer da. Er fuhr wie gesagt in die Stadt. Aber gleich kam ein junger Mann, als Stellvertreter. Das Volk war dann schwermüthig still, so dass man bis zu Anfang der Rede die guten Kinder weinen hörte.

Nach einem kurzen Sterbensgebet,

und der Anzeige, wer der verstorbene Mann gewesen, hub der Prediger an:

Herr! Lehre uns unsere Tage zählen, und weislich bedenken: dass wir alle sterben müssen.

Alle! — Wir alle müssen sterben, liebe Freunde! Das ist die Anordnung Gottes unsers Schöpfers, von Anfang der Welt her. Dieser Allregierer allein weiss es: ob, und wer von uns, vielleicht heute noch stirbt, und wer von uns, in zween Tagen schon, Nachbar dieses so eben begrabenen Mannes ist; des Mannes, den wir jetzo alle so herzlich betrauern.

So viel Gewissheit haben wir doch, dass in einem Jahr einige, in zehen Jahren viele; in zwanzig Jahren ein grosser Theil, und in fünfzig Jahren vielleicht alle, alle die wir hier versammelt sind! im Grabe liegen werden.

Was es nun seye, fünfzig Jahre leben, das wisset ihr, die ihr so viele und noch mehrere Jahre überlebt habet. Waren, und sind sie euch nicht wie ein Traum vorüber gegangen; sind sie euch jetzo nicht wie ein Augenblick? —

Das, liebe Zuhörer, das sind Wahrheiten, die uns die tägliche Erfahrung lehret, und die man dennoch dem grossen Haufe der Menschen täglich vorpredigen sollte; immer vorpredigen!

Freunde! — Ist es nicht schreckender Gedanke: Morgen vielleicht bin ich Mann des Todes! — bin den meinen entrissen! meinen Freunden, die untroestlich um meinen eiskalten Körper stehen; die Ströme Thränen weinen, weil sie mich nicht mehr sprechen können; weil ich ihnen nicht mehr helfen, rathen und für sie sorgen kann. —

Das, eben das geschieht täglich,

jeden Augenblick auf Gottes weitem Erdboden. Gewiss keine Stunde, nicht eine Minute ein Moment vergehet, dass nicht Menschen dahin sterben. — Und doch, dennoch denken so wenige an den Tod, bis er sie überraschet und dann mit tausend Beängstigungen martert.

Das alles ist nun traurige Erinnerung. Aber liebe Freunde, das ist Gottes Wille: Tod und Verwesung; und dieser Wille kömmt gewiss bælder in Erfüllung, als die meisten aus uns daran denken.

So niederschlagend Euch, meine Zuhörer, diese Wahrheit jetzo ist, so kann Euch auf der andern Seite die Religion trösten, die uns Unsterblichkeit der Seele, des Geistes, und damit das Wiedersehen verheisset und zusichert. Das alles lehret uns die Bibel und Jesus der Stifter unsrer Religion. Das, das

ist uns Trost! Trost im Leben und auf dem Sterbebette! —

Wenn wir, meine Freunde, uns diese Zusicherungen der Religion recht bekannt machen, dann, gewiss dann verliert der Tod all sein Schreckendes; dann ist er uns eine Wohlthat Gottes; Wohlthat die den Menschen vieler Beschwerlichkeiten des Lebens entledigt und ihn in einen weit bessern Zustand versetzt.

Die Religion sagt uns: Dass *das ganze Leben des Menschen Vorbereitung für eine andere Welt seye*; Vorbereitung: dem tugendhaften, frommen Menschen, zu einem glücklichern, bessern Zustande nach dem Tode. — Dem bösen Menschen aber, und wenn es ihm in der Welt auch noch so gut gieng, zu einem unglücklichern Zustande. Auf diese Weise will Gottes

Gerechtigkeit das Gute belohnen und das Böse bestrafen.

Dass wir nun zu einer solchen Vorbereitung wirklich geschaffen seyen, das können ihr liebe Zuhörer neben der heil. Schrift noch daraus abnehmen: dass ihr alle einen *freyen Willen* von Gott empfangen habet: gut oder böse zu handeln, tugendhaft oder lasterhaft zu seyn. — Ihr alle habt die freye Wahl für den einen oder den andern Weg, und Gott lässt es Euch zu.

Dieser freye Willen den uns Gott lässt, erhöhet die Menschheit über alle andern Erdgeschöpfe, die nur auf wenige Bedürfnisse eingeschränkt sind und nur Willen und Naturtrieb für die wenigen Bedürfnisse haben.

Der Mensch ist frey! — Müsste er nur als Maschine von seinem Schöpfer so geleitet, gut handeln, so

wäre die gute Handlung nicht Tugend, und verdiente die Tugend keine Belohnung. —

Müsste der Mensch hingegen böse handeln, durch Bestimmung des Schöpfers böse handeln, dann wäre ja das Böse keine Sünde; Gott hätte diesen Menschen zum Unglück geschaffen, und jede Strafe wäre Ungerechtigkeit. — Das alles widerspricht der Eigenschaft, der Güte und Liebe Gottes, der alle seine Geschöpfe gut haben will.

In dem freyen Willen des Menschen liegt also ein starker Beweis für den künftigen guten und bösen Zustand nach dem Tode.

Der gute Willen Gottes offenbaret sich ja in uns selbst. Hat nicht dieser Gott einen Richter in unser Innerstes gelegt, der uns Gutes und Böses zu erkennen und zu unterscheiden giebt, noch ehe wir handeln und Thaten voll-

führen? Dieser Richter ist nichts anders, als die innere Regung euers Gewissens. — Oder, freuet ihr euch nicht allemal im innersten eueres Herzens, über jede gute Handlung die ihr thun wollet, oder wirklich vollzogen habet? muntert euch diese Seelenwonne nicht zur Tugend und Rechtschaffenheit auf? —

Beängstigt euch hingegen das Gewissen, der innere Richter nie, wenn eine sträfliche, böse Handlung geschehen soll? hat noch niemandem von euch das Herz laut und stark gepochet, wenn eine unedle, schlechte That bewerkstelligt werden sollte, und geschah? — prüfet euch selbst darüber. —

Das alles, meine Freunde, beweiset: dass Gott den Menschen frey, jeden nach seinem eigenen Willen handeln lasset; dass er ihm aber durch *innern*

Gewissenstrieb zeigt, wie er handeln sollte.

Da uns nun Gott frey handeln lasset, so will er auch nach der Vollendung unsers Körperlebens, uns für unsere Handlungen belohnen oder strafen. — Das ist also Trost für Tugendhafte in diesem oft kummervollen Leben, und diese Gewissheit des künftigen bessern Zustandes, benimmt uns Todesfurcht.

Andächtige, liebe Zuhörer! der nun verstorbene N. N. war ein Mann, der Fleiss und Arbeit liebte, der Gott vor Augen hatte, und immer ein gutes Leben führte. Er trug viele Beschwerden des Lebens mit christlicher Geduld und Standhaftigkeit. Dafür wird ihn nun auch Gott belohnen.

Wollet ihr, meine Freunde, des Wiedersehens und des Umgangs mit ihm, auch nach euerm Tode, vergewissert seyn, so lebet eben so gut und christlich,

wie er gelebt hat. Dann wird der gleiche gütige Gott auch euere Seelen zu ihm bringen, und ihr werdet wieder mit und um ihn leben.

Gott bestärke diese tröstliche Hoffnung an euch allen, Amen!

Der gute, sanfte und so deutliche Vortrag des Redners, und die gute Herzensstimmung der Zuhörer, brachte viele zu Thränen.

Ich der einzige Fremde, Unbekannte, hatte mir einen Platz in einer Ecke der Kirche gewählt, wo mich niemand bemerkte. Da mir die Predigt gefiel, so schrieb ich ordentlich nach, und verliess dann auch mit dem Volk die Kirche.

Die Hitze des Tages, und der Unmuth der mich bey dem Verlust des Steines befallen hatte, wirkten so stark auf mich, dass mein heutiger Marsch

mir mehr Müdigkeit brachte, als andere stärkere Gänge mir nie gemacht haben. Ich entschloss mich deswegen, den Abend hier im Wirthshause Rast zu halten, und dann am frühen Morgen erst meine Rückreise wieder anzutreten.

Das Wirthshaus,

Das ich gleich von der Kirche weg besuchte, war schlecht und recht. Willkommen Herr! war der Empfang der Wirthinn, die ganz allein in der Stube war; die ehrliche Frau fragte mich nicht beym ersten Anblick so dreiste: was schaffens? — gerade, als wenn ich ins Schlaraffenland gekommen wäre, um nur den Magen zu fragen: was willst du? — gewiss je schlechter ein Wirthshaus oder Gasthof bestellt ist, je zuversichtlicher wird man aufgefordert: zu befehlen „was man haben wol-

wolle, — und was man dann haben will, das findet man gewöhnlich nicht:

Da war es ganz umgekehrt. Ich fand am Ende mehr, als ich anfänglich suchte und wollte. — Ich fragte: ob ich hier zu Nacht bleiben könnte?

Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, Herr, so geben wir es so gut, als wir es haben.

Dieser ehrliche Contract war mir genug. Ich setzte mich gleich an ein Tischgen, nahm meine Tablette heraus und ergänzte mein Beobachtungs - Tagewerk.

Bald darauf kamen drøy Mænnæ vom Gefolge des Leichenbegængnisses, und forderten eine Flasche Wein.

Ich fragte die Leute: was sie für ein Leichenbegængniss gehabt haben? — Mein Gott! — Herr! sagte einer. Das war ein unglücklicher Todesfall, für eine starke Haushaltung; ein junger

(II. Bd.)

S

braver Mann, Vater von sechs unerzogenen Kindern! Der Mann stieg auf einen Apfelbaum, und oben auf der Leiter brach ein Sprosse mit ihm, damit stürzte er herab, und erlag todt auf dem Boden.

Wie wird es nun gehen? sagte ich: Ist die Haushaltung arm oder reich? —

Die Frau hat zu arbeiten und zu leben, antwortete der Mann. Wie wird es wol gehen? Die Frau muss nun einen Knecht anstellen, und was ist ein Knecht ohne Meister? Doch ich und meine Nachbarn da, wir wollen ihr beystehen, so gut uns möeglich ist.

Ich. Da thut ihr ehrlichen Leute ein christliches Werk.

Die Maenner alle. Ja, ja! das wollen wir.

Der erste. Er that uns auch zu lieb, was er thun konnte. Wir waren recht gute Nachbarn.

Ich. Ihr Leute thut also recht daran.

Sie waren glaub' ich auch in der Kirche, Herr? fragte einer.

Ich. Ja.

Er. War das nicht eine herzzührende Abdankung?

Ich. Ja, in der That, sehr rührend und wahr.

Er. Das ist ein Mann, der junge Vikar.

Ich. War das dann nicht der Pfarrer?

Er. Nein, der Pfarrer hätt' es nicht so gut gemacht.

Ich. Warum dann nicht?

Er. Weil er wenig studiert, ein reicher Herr ist, und glaubt: es seye alles gut für uns Bauren.

Ich. So, so. —

Er. Ja, es ist so. Der Herr ist lieber in lustigen Gesellschaften in der Stadt drinnen, als auf dem einsamen

Dorfe. Doch sind wir's auch zufrieden, da der Vikar fleissig und gut ist.

Wir redeten noch eine Weile fort, bis die Flasche leer war, und damit giengen die Leute weg.

Junge Krieger sind junge Laffen; alte Soldaten Männer!

Als diese Männer weggehen wollten, kam ein langer Mann, etwas Kahlkopf und hinkend in die Stube, unter einem blauen Ueberrock trug er eine rothe Weste mit vielen kleinen Knöpfen. Gott grüss euch Herr Laurenz! grüssten ihn die Männer im weggehen. Er dankte ihnen freundlich, setzte sich an einen Tisch, und legte eine mit Silber beschlagene Tabacks-Pfeife neben hin, und den Tabakbeutel. Dann stoppte er, ohne ein Wort mit mir zu reden, machte Feuer, und rauchte. Der-

weilen kam die Wirthin, und brachte ihm ein Fläschgen Wein.

Wir beyde waren lange allein, keiner gab nur einen Laut. — Das für sich Selbstseyn des Herrn Laurenz, war also Ursache, dass ich Conversation versuchte: —

Sie scheinen mir unter dem Militær gedienet zu haben, mein Herr? —

Laurenz. Ja mein Herr.

Ich. In welchen Diensten? wenn ich fragen darf.

Laurenz. Unter Oesterreich.

Zudringlichkeit ist sonst den meisten Soldaten eigen, und ihr Bramarbasieren wird bald lästig, aber dieses Mannes Trockenheit und Kürze bürgten mir den æchten Soldaten. Er sah weder mürrisch noch wie ein Sauertopf aus, sondern froh, sich selbst genügend.

Unsre lakonische Konversation dauerte so lange fort, bis die Pfeife leer

war, und er sie auf den Tisch gelegt. Da war ich eben am Tische, betrachtete die schöne Pfeife, und fragte um Erlaubniß, sie in der Nähe betrachten zu dürfen. —

Warum das nicht, mein Herr, warum nicht? erwiderte der Mann mit freundlichem Blick, und gleich öffnete mein Griff nach der Pfeife dem Mann den Mund.

Laurenz. Die Pfeife da, Herr! die gab' ich nicht für alles in der Welt.

Ich. Gut also, dass Ihr sie habt.

Laurenz. Ja Herr! das ist ein Andenken an einen braven Mann, meinen Rittmeister.

Ich. Ihr thut also recht, wenn ihr sie schätzt. Dergleichen Erinnerungen, die einem Freude machen, sind vieles werth.

Laurenz. Der war Euch ein junger,

æchter Biedermann! und die Pfeife da ist sein Geschenk.

Ich. Ihr müsst Euch also um den Rittmeister wohl verdient gemacht haben, dass er sie Euch schenkte, eine so schöne Pfeife. —

Laurenz. Ja, das ist eine æchte Türken - Pfeife, die er selbst einem Aga abgenommen, als er den Mann im Scharmützel niedergehauen hatte. Das war seine Kriegsbeute.

Ich. Das ist also eine wirkliche Rarität.

Laurenz. Sie ist mir auch so werth als Gold.

Ich. Aber, wie gab sie denn der Rittmeister weg?

Laurenz. Das will ich Ihnen sagen. Bey der Schlacht zu Carlsburg war unser Regiment in Reserve als der Flügel der Armee weichen musste, und die Türken fürchterlich

einhielen. Da stürzten wir zur Rettung des Flügels unter die Türken, machten unsern Leuten Luft, und Anfangs ein graues Gemetzel; am Ende mussten wir der Uebermacht auch weichen, weil für die niedergemachten Türken wieder andere ansprengten.

Die Eskadron meines Rittmeisters focht ganz aussen am rechten Flügel und kam mit einem Haufe Salastaren ins hitzigste Gefecht, so dass bald Mann gegen Mann focht. Da Herr! Bey Gott! Da galt's Leben oder Tod! —

Bey dieser Erzählung regten sich alle Lebensgeister des Mannes. Er machte eine Erzählungs - Pause, trank ein Gläschen auf meine Gesundheit und fuhr dann weiter fort.

Ja Herr! da gieng es zu! Die Türken schrien ihr Allahu! dass es durch Mark und Bein drañg, und unsere Leute machten auch mit ihrem

fürchterlichen Geschrey den Türken Graus.

Ich als erster Wachtmeister focht neben dem Rittmeister, als er eben einem Fæhndrich nach der Fahne griff und von einem Hund einen solchen Hieb ins Schulterblatt bekam, dass ihm der Sabel entfiel. Ich hieb den Kerl, der noch einen Hieb fassete auf den Kopf, und im Hauen kriegte ich von hinten einen leichten Streifhieb in den Rücken, der mir den halben Mantel wegnahm und mein Pferd verwundete.

Der Rittmeister griff noch behend mit der linken Hand die Pistole und schoss den Fæhndrich vom Pferd; eben, als mein Pferd von einem Lanzenstich fiel und ich mit stürzte. Das war meine und des Rittmeisters Rettung. Am Boden war ich vom Hieb gesichert, griff nach der Türkenfahne und schrie wie ein Löwe. Da stürzten unsere Leute

wieder muthig zu, bedeckten mich und den Rittmeister, und hieben uns endlich Oeffnung durch. Die Fahne gab ich dem Rittmeister in die Hand, nahm sein Pferd am Zügel und bracht es am Rücken unserer tapfern Schwadron aus dem Scharmützel. Unglücklicher Weise traf mich noch im Abzug von der Flanke her in die Dicke der Huft eine Musketenkugel, ohne dass ich viel dabey empfand. Ich leitete so ein paar hundert Schritte weit des Rittmeisters Pferd durch todtne Ross und Mann hin, und zu meinem Glücke kam vom Handgemenge her ein leerer weihernder Gaul auf uns zu traben, der in seinen Zügel eingetreten war, und nicht schnell laufen konnte. Den haschte ich und sah' dass es eines meiner Cameraden war; es kannte gleich des Rittmeisters Pferd und mich. Ich hatte es bald gehascht und schwang mich auf

selbiges, eilte dann mit dem Rittmeister aus der Gefahr. Aber das Blut floss dem guten Mann stark aus der Wunde und über das Pferd ab, dass ich, sobald wir schussfrey waren, wieder vom Pferde stieg, dem Rittmeister seinen Mantel abhob, ihm die Kleidung aufschnitt und mit meiner Scherpe Arm und Schulter knüttelte um das Blut so gut ich konnte zu hemmen. So bracht ich den ehrlichen, schon stark erschwachten Mann zum nächsten Dorfe.

Da machte Laurenz Pause und trank wieder ein Gläsgen. — Herr! ich muss oft weinen wenn ich daran gedenke. (Und wirklich zitterten ihm die Thränen in den Augen.) — Unterwegs, (fuhr Laurenz fort) sagte der Rittmeister zu mir: Hör er lieber Laurenz! Ehrlicher Kerl! Du hast mir mein Leben für eine kurze Zeit gerettet; aber meine starke Verblutung entkräftet mich

so, dass ich eher Tod als Genesung erwarte. Sterbe ich, und du köemmst glücklich nach Wien, dann gehe: Da weinte der Mann wie ein Kind und konnte vor Schluchzen lange nicht reden. — Dann gehe — zu meiner Gräfin, die du oft an meinem Arme gesehen hast, — bring ihr meinen Ring — und sag' ihr: dass ich als Mann gestorben, und dass ich sie im Himmel wieder in meine Arme schliessen werde. — Ich musste ihm den Ring vom Finger abziehen, und wir beyde weinten wie Kinder. Dann sagte er weiter: Meine Braut bedarf anders nicht, sie ist, wie du vielleicht weissest, reich genug. — Aber dir lieber Laurenz, dir göenne ich alles was ich habe, nimm meine Pfeife und mein Geld aus meiner Tasche, das mir andere bey meinem Hinschied gewiss nehmen würden.

Der Mann zog seine Börse wirklich

heraus und streckte sie mir dar. — Ich wollte sie nicht. Aber er zwang mich sie zu nehmen. Bist ein ehrlicher Kerl! Genese ich, wie ich nicht glaube, dann kannst du mir sie wieder geben, sterbe ich, dann gönne ich dir allein, das Geld.

Ich nahm die Börse, schob sie in die Tasche und versprach dem Rittmeister die Rückgabe, wenn er gesund und geheilet seye. Die Pfeife behielt der gute Mann noch, dann zogen wir allgemach fort, weil ihn das Reiten schmerzte. Endlich kamen wir in ein Dorf und fanden einige unserer Leute da, meistens verwundet.

Ich stieg vom Pferde und empfand von Mitleide für den Rittmeister nichts von meinen eigenen Wunden. Ich hob den schwach gewordenen Mann aus dem Sattel und trug ihn noch auf meinen Schultern auf ein Strohlager in die

nächste Scheune, dann liess ich lange vergeblich einen Feldscherer suchen.

Der Rittmeister schwachete zusehends; doch band ich ihn los, nahm von einem Türkenweib Leinwand, und verband ihn wieder so gut ich konnte; gab ihm Wasser und Essig zu trinken, das ihn etwas erquickte.

Als ich ihn wieder verbunden hatte, ergriff der Rittmeister die Pfeife. Da hast du meine Pfeife, lieber Laurenz! — Das war mir das Zeichen des Todesgefühls. Er sprach unter seiner mannlichen Stimme. Nach einer Stunde sah' er mich ganz beklemmt an; drückte mir die Hand; that einen Blick gen Himmel. — Ich bat und seufzte zu Gott was ich konnte. Er schien mir dabey Beruhigung zu haben und redete kein Wort mehr, wenn ich ihn was fragte, sondern sah mich nur an; Blicke, Gott weiss, die mir das Herz marterten. So

starb er ohne viel Schmerz, Anfangs der Nacht. —

Der gute Laurenz erzählte mir mit so viel Herzens-Güte, dass ihm zuweilen Thränen flossen. Er trocknete sie ab und trank sein letztes Gläsgen.

So kam ich zu der Pfeife, Herr. Damit stand der Mann auf, zahlte die Zechen, schob die Pfeife ein und gieng nach Hause, nachdem wir freundlichen Abschied von einander genommen hatten; und er mir beym Abschied sagte: Herr, wenn sie mich alten Husaren in meinem Hause besuchen wollen, so wird es mich freuen.

Ich war müde, genoss mein kleines Abendessen, und legte mich zu Bette.

Als ich am frühen Morgen erwachet, kam mir der Husar wieder zu Sinne und ich entschloss mich auf seine freundliche Einladung hin, ihn zu besuchen. Der Wirth sagte mir die Gegend wo

Laurenz wohne, und ich gieng darauf zu.

Als ich ausser dem Dorfe war, sah' ich schon das Haus auf einem kleinen Hügel. Ich eilte, und fand, so bald ich oben war, eine anmuthige Aussicht über das Dorf und das ganze Thal wo sich der Fluss durch öftere Krümmungen windet. Ich besann mich nicht lange, sondern trat gleich in das offene Haus und Stube.

Da war der gute Laurenz bey Tische mit vier Kindern bey einer Suppe, und scheckerte mit einem Junge, dass die andern laut lacheten. —

Kaum erblickte mich der Mann, so kam er mir entgegen bot mir die Hand, und læchelte mich ganz freundlich an.

Ich. Ihr sehet lieber Mann, dass ich euere gestrige Einladung mir zu Nutze mache.

Das freuet mich Herr! sagte er.

Ich.

Ich. Die Erzählung hat mir gestern so viel Vergnügen gemacht, dass ich gerne auch noch wusste: wie es dann weiter ergieng. Ich durfte Euch nicht länger bemühen; da Ihr weggehen wolltet.

Laurenz. Das will ich wol, lieber Herr, wenn Ihnen meine Geschichte Freude macht; aber, Sie trinken zuerst ein Schnæpschen, oder was Sie wollen, und was ich habe.

Ich. Ich habe schon gefrühstückt, guter Mann, und danke Euch recht herzlich.

„Thut nichts, thut nichts! sagte er, und lief heraus in die Küche. —

Derweilen sah' ich neben der Stube eine Kammer offen. Da war an der Wand eine Trophee. Die Husarentasche hieng da, und unten durchgeschleift der Säbel, dann machte die Türkenpfeife darüber ein Kreutz, und über der

(II. Bd.)

T

Tasche hieng die Mütze mit dem Federbusch.

Als ich diese Ehrenzeichen aus der Stube betrachtete, kam Laurenz mit einem Gläsgen Kirschengeist herein und setzte es auf den Tisch, und Brod und frische Butter. Da Herr! Lassen Sie sichs schmecken was Ihnen beliebt. — Es freuet mich immer wenn ich einen Mann sehe, der an meinem Glücke Theil nimmt. Oder kommen Sie da in meine Kammer, so haben wir vor den Jungens Ruhe, die mich sonst immer plagen und scheckern wollen.

Ich. Das freuet mich, ihr seyd ein gar zu guter Mann. Ich sehe wol dass die Kinder Euch lieb haben.

Laurenz. Ja! Da ich nichts mehr arbeiten kann, und nicht immer Gesellschaften zum ersprachen habe, so sind diese Kinder meine Kurzweil zu Hause. — Er nahm das Gläsgen vom Tische,

die Jungens mussten Brod und Butter in die Kammer tragen und ich musste mit. Da! sagte Laurenz. Da haben Sie den Husaren, zum Andenken für die Meiningen. — Er nöthigte mich dann zu Tische, und ich nahm auf sein Zudringen ein Butterbrod.

Ich. Wenn ich nicht beschwerlich falle, Herr Laurenz, wie gieng es dann Euch weiter? —

Laurenz. Das will ich Ihnen sagen, wenn Sie Vergnügen daran haben.

Ich. Ich bitte: die gestrige Erzählung war für mich æusserst unterhaltend.

Laurenz. Nun dann. Wo bin ich wol geblieben?

Ich. Beym Tode des ehrlichen Rittmeisters.

Laurenz. Ja, ja! — Wie ich die Tabackspfeife bekam.

Ich. Eben da.

Laurenz. Ja! Mit der Tabackspfeife

hatte ich also den Ring und den Geldbeutel. Er war mit Souverains und Cremnitzern gut angefüllt. Ich behielt alles, und die Fahne nahm ich auch, weil es andere sonst genommen hätten, und weil es der Rittmeister mir gab.

Nachdem der ehrliche Mann beerdigt war, und ich nichts mehr an ihm zu verpflegen hatte, so besann ich mich erst, und empfand, dass ich auch Wunden habe. Am Schenkel war etwas Geschwulst, und schmerzte mich nur, wenn ich sie hart angriff, dann that es mir auch am Rücken wehe. Um den Brand oder anderes zu verhüten, musste ich eilen. Ich setzte mich mit vieler Unbequemlichkeit zu Pferd, und suchte von Ort zu Ort einen Wundarzt, endlich fand ich einen. Die Kugel stack zu tief, als dass sie herausgeschnitten werden durfte; ich musste sie im

Fleisch behalten, das machte mich aber zum Scharfreiten steif und untauglich. Die andere Blessur hingegen war bald heil, ohne das ich viel Beschwerde davon hatte.

Das Regiment war während der Zeit meiner Genesung bald da bald dort, und hielt nie festen Standort. Ich entschloss mich also bey dieser Ungewissheit, über Temeswar nach Wien zu gehen, und weil ich Invalide war, liess man mich in allen Plätzen durch. In Wien wollte ich dann die Fahne und den Ring abgeben.

In Temeswar erfuhr ich: dass mein Regiment zum rekroutieren und zu Rast in Peterwardein liege. Ich eilte so viel ich konnte dahin, fand es da erbärmlich zusammengeschmolzen. Dem Oberst bracht ich die Fahne, und erzählte ihm: wie es dem Ritt-

meister und mir ergangen. Ich musste mich dann von dem Regimentsfeldscherer visitieren lassen, und da der Oberst überzeugt ward: dass ich zum Husarendienst untauglich geworden, behielt er die Fahne bey dem Regiment, gab mir dafür zwanzig Dukaten, und meinen ehrlichen Abschied. Damit gieng ich mit meinem aufgefangenen Pferd auf Pest, Gran, Pressburg und Wien.

Mein einziges Geschäfte in Wien war, wie Sie schon wissen, der Gräfinn von — den Ring ihres Bräutigams einzuhändigen, das war ich als ein ehrlicher Kerl dem Rittmeister, meinem Gutthäter schuldig, obgleich mir die Reise Abweg von einigen Tagen machte.

So bald ich in Wien angekommen, erkundigte ich mich nach der Gräfinn, vernahm aber, dass sie auf dem Lande drey Stunde von Wien war. Unge-

saumt gieng ich nach — hin, und meldete mich bey einer Kammerjungfer, die unter der Thüre des Schlosses stand. Diese erkannte mich gleich an der Uniform, dass ich vom Regiment — sey, und sagte mir: sie dörfe mich nicht vor die junge Gräfinn lassen, da der Rittmeister tod seye.

Ich gab also der Jungfer den Ring, und sagte ihr: was mir der Selige dabey noch gesagt hatte. Das gute Mädchen weinte, und bath mich: ich möchte doch so lange verweilen, bis sie wisse: ob die Gräfinn mich sprechen wolle. —

Es vergieng etwa eine halbe Stunde; derweil ich in dem englischen Garten spazierte, da suchte mich ein Bedienter, der mich zu der Gräfinn führen musste. Eilends lief ich hin. Die Kammerjungfer rief mich ins Zimmer, gleich erkannte ich da die schoene Gräfinn, die ganz in Trauer war, und

mit einem weissen Tuch vor dem Gesichte, auf den Arm gelehnet, auf dem Ruhebette sass, und weinte.

Dieser traurige Anblick rührte mich so, dass ich mich kaum des Weins enthalten konnte. — Ich war wie verstummet da, bis die Gräfinn mir mit gebrochener Stimme sagte: Willkommen lieber Mann! — und bald darauf mit lauterer Stimme, die mir die Seele durchdrang: Er ist tod! Mein Liebster! — — — Sie schwieg wieder eine Weile. — Wie starb er? fragte sie endlich — Sage lieber Freund, sage was du weissest. —

Ich musste alles erzählen, Sie war nur Ohr, und wenn ich aufhoeren wollte, weil es mich selbst schmerzte, so fragte sie wieder, bis sie alles umständlich wusste. — Nachdem ich nun alles erzählt hatte, sagte die Gräfinn: Ja, ich werde dich wie-

der sehen! dich in meine Arme schliessen! — So blieb sie einige Minuten wie verstummet, verbarg ihr schönes Gesicht ins weisse Tuch. Ich stand da wie versteinert, und die Kammerjungfer am Fenster, und weinte auch. Nach einigen Minuten erholte sich die Gräfinn, gieng über einen Schrank, nahm fünf Carolins und brachte sie mir; dankte mir für alle Treue, die ich dem seligen bis in den Tod erzeigt habe.

Ich wollte das Geld nicht, und sagte: der Selige habe mich reichlich belohnet. Aber, sie zwang mich, es anzunehmen, und wünschte mir viel Glück.

Da verliess ich das Zimmer mit innigstem Mitleiden für die gute Gräfinn, und reiste dann nach Hause, durch die vielen Geschenke zum bemittelten Manne gemacht.

Als ich zu Hause war, fand ich meinen Bruder und sein Weib, die nun draussen auf dem Felde sind, gesund, aber in drückenden Schulden. Ich glaubte mein Glück nicht besser verwenden zu können, als dieser Haushaltung aufzuhelfen, und es zu Abzahlung der Schulden, und zum Ankauf mehrerer Güter zu geben. Also gab ich dem Bruder das Bedürftige. Nun leben wir brüderlich beysammen, und ich bin bey den Meinigen gut verpflegt.

Ich. Ich danke Euch, edler Mann, recht sehr für euere Erzählung. Gott geb' Euch noch lange gesunde, frohe Tage. Aber, wie könnt ihr nun so auf dem stillen Lande euere Zeit durchbringen, da ihr nicht harte Arbeit thun könnt, und gewohnt waret, unter vielen Menschen zu leben?

Laurenz. Herr! ich habe nie lange Weile. Des Morgens, wie Sie gese-

hen, machen mir die Kinder Freude, Dann lehre ich sie vor die lange Weile lesen und schreiben, weil unser Schulmeister ein grober Esel ist. Damit kommt der Mittag. Nach Tische lese ich etwas, dann gehe ich, wenn das Wetter gut ist, auf unserm Hof herum, und sehe, ob alles wohl und in der Ordnung bestellt ist. Dann besucht mich zuweilen der Vikar aus dem Dorfe, oder ein anderer vernünftiger Mann, mit denen ich dann gerne über Welthandel rede. Kommt niemand, und das Wetter ist gut, dann geh' ich ins Wirthshaus, trinke da mein Quærtgen Wein, ist jemand da, der mit mir diskurieren will, dann habe ich auch Kurzweil. Das ist so meine Lebensart.

Ich. Das ist ja glücklich.

Noch sprachen wir eine Weile über den Türkenkrieg, und dabey gestand mir der ehrliche Husar: dass ihm manch-

mal das Herz geblutet habe, wenn er bey dem Ueberfall von Dörfern mithelfen musste, oft wehrlose Leute, und schon überwältigte, in Stücke hauen.

Bey unserm Gespräche rückte der Mittag heran; der gute Mann wollte mich noch länger behalten, aber ich verbat es mir, gieng ins Dorf zurück, und trat meine Heimreise an, wo mir bis nach Hause nicht vieles von Erheblichkeit vorgefallen ist.

*Bilanz zu Hause, über
meine Reise.*

Du hast, dachte ich, nun einen Strich Landes durchzogen; hast Leute gesehen, gehoeret, ja so gar heimlich ausgespähet. Würdest du es wol anders finden, wenn du noch ein ganzes Königreich, ja sogar einen Welttheil durchwandertest? — gewiss nicht. Ich würde nur Gradation, Modifikation im

Guten oder Bösen finden. Alles, im Ganzen genommen, hat sein Centrum Gravitatis; einen Ruhepunkt, von dem Allregierer ins Universum gelegt, der uns; ohne dass wir Adamskinder da etwas zu kleistern haben, die Welt Jahrtausende beysammen hielt, und noch so lange hält, bis der Herr der Welt diesen Punkt nur rückt. Dann, erst dann fallen die Elemente zusammen!

Stürzen Berge in ihre Thäler, und versinken Länder in die Tiefen des Meers; so verliert das Universum nichts; die Erde verlieret nichts; es ist nur Translocation. Lasse die Sonne Seen austrocknen, so schwebt doch ihr Wasser in Wolken und Dünsten über uns, und bleibt im Universo.

Diese Beschaffenheit hat es bey dem Menschen; mit seinem Guten und Bösen; bey Tugend und Laster.

Ich lasse die Asche Voltairs in Friede! — Doch war er da ein böser Mann, dass er seinen Witz anstrengte, die Welt schlechter zu machen, als sie ist. — Ich bin nun auch umher gereiset; ich fand die Welt nicht so böse, nichts in Unflat von Uebel versenkt, wie er. Ich stimme also lieber für die gute, beste Welt!

Vielleicht, ja wahrscheinlich war es dem launigen Voltair nicht einmal ernste, selbst an seinen Candide zu glauben. Ich lasse also den Candide, Faustin und alle unglücklichen Reisenden mit ihren Geschichtschreibern in Ruhe.

Aber Milzkrankheit ist es von vielen Rednern, Staats- und Sittenrichtern, Reisebeschreibern u. s. w. nur immer über böse, verdorbene Welt und Zeiten zu klagen. War es in der Vorwelt schlimmer oder besser als jetzo? Man

lese die Geschichte, man wird alles finden: alles! was wir uns nur erdenken können, und doch gieng alles, bis auf uns, seinen Gang fort. Schon die ältesten schriftlichen Urkunden klagen, wie wir. — — Des Klagens wird gewiss nie ein Ende werden.

Gieng in der Welt alles nur gut, so hätte ja das Gute nicht mehr den Reitz, das Seelenvergnügende für uns. Hunger ist ein Uebel, aber doch die beste Würze der Speise. Warum wolltest du dann den Hunger von dir ganz verbannen? —

Lass also auch Böses seyn; auf dich wirken, damit du immer das Gute desto stärker genießest und schätzest. —

Wenn ich so, wie in andern Sachen auch für das Gute und Böse in der Welt, ein Centrum gravitatis

annehme, so ist auch da *Vis centrifuga* und *Vis centripeda*: immerwährender Streit der zwey entgegengesetzten Dinge. — Dadurch wird es Propagations - Sache zum Nutzen und Schaden der Menschheit, wo sehr oft durch Zufall der individuelle Mensch des einen Stoffes mehr oder weniger bekommen kann; gut oder böse wird, Im Ganzen aber stehet die Wage inne, und wird keine Schale eher sinken, als bis der grosse Mittelpunkt des Universum von dem Allregierer aus seiner Lage gehoben werden wird. —

Wenn ich nun meine Reise-Erfahrungen als Mensch, für mich bilanziere, so finde ich: dass es bey der Nothwendigkeit des Uebels, weit besser geht, als viele wännen. Warum sollte ich deswegen die ganze Menschheit hassen; ihr Hohn sprechen, weil

weil mich Einige quälen, plagen, verfolgen, und mir etwa Unrecht thun? Es sind ja nur einzelne, wenige, und die ganze übrige Menschheit ist dir gut, und beleidigt dich nie.

Ueber Menschheit klagen, ist: einen Stein in den grossen Volkshaufen werfen, wo vielleicht nicht ein Paar deiner Feinde mit unter sind. Willst du also ungerecht seyn, und so Unschuldige misshandeln? — Das wäre Ausschweifung!

Trage also das Uebel, das der Zufall dir bringt mit Geduld, so lange du auch noch Gutes empfängst.

Das tägliche Brod, Gesundheit, Schlaf, viele stundenlange Seelen-Ruhe u. s. w. stelle dir das alles auf die eine Seite deiner Rechnung; dann auf die andere dasjenige Uebel, was dir den Tag oder das Jahre durch geschieht. Dann bilanzire, so mußt

(II. Bd.)

U

du doch am Ende gestehen: dass du des Guten mehr genossen hast. Oder, mache über andere Menschen eben so eine Moralitæt-Bilanz, denn wird das Gleiche herauskommen.

Sey also um der Uebelthaten einiger willen, nie Feind, nie böser Nachredner des grossen Haufens; worunter, ohne dass du sie kennest: auch viele gute Menschen sind. —

Kränket, plagt, oder verfolgt dich jemand, so hast du Mannskraft, dich ihm offen entgegen zu setzen. Besserst du ihn: — Gut! ist er unverbesserlich, dann zeige dich ihm mit Löwenmuth!

Mit dergleichen Gedanken trat ich in mein Häuschen ein, und freuete mich wieder unter dem grossen Haufe meiner Mitbürger friedlich zu wohnen.

I n n h a l t des zweyten Bandes.

	Seite.
Das Concert. - - -	3.
Celebrität, Gelehrsamkeit, Litterar - Ge- schmack. - - -	15.
Geld ist heut zu Tage das beste Verdienst.	42.
Ein Reisender erfährt vieles durch eine ar- tige Wirthinn im Gasthofs. -	59.
Man muss im Handel heben und lassen können. - - -	63.
Fünzigjähriges Hochzeit - Jubiläum.	66.
Der Ball. - - -	87.
Nepotismus der Hoch - und Wohlgebornen Herren. Der Mann muss und kann ei- ne Beamtung haben. -	98.
Was weiss ein gelehrter Schulmann, was ein Senator wissen soll? -	108.
Das hat eigentlich ein junger Patrizier, ein Senats - Expectant zu thun und zu wis- sen noethig. - - -	319.

I N N H A L T.

	Seite.
Alte Fuhrleute klatschen im Alter noch et-	
wa, und hören es gerne. -	124.
Advokaten, Juristen. -	128.
Was ist Glück, was ist Ehre, was ist	
Geld? ohne Seelenruhe. -	132.
Die Weinschenke, ein Collegium von After-	
Räthen, Politikern, und Sitten-Zen-	
soren. -	141.
Bald hätte es da Unheil gegeben.	155.
Das Sprichwort: Qualis Rex, talis Grex! ist	
nicht immer wahr. -	160.
Die Frau hat wieder recht! -	167.
Ich wollte nicht, dass ich nicht hingekom-	
men wäre! -	174.
Das Zuchthaus. -	185.
Die Dorfschule. -	233.
Kutscher-Rangordnung. -	240.
Denkmal ohne Marmor und Erz. -	243.
Weiss nicht, ob glücklicher oder unglück-	
licher Zufall, mich des Steines verlu-	
stig gemacht. -	256.

I N N H A L T.

	Seite.
Man muss sich in der Welt über nichts	
zu sehr grämen. - - -	259.
Das Wirthshaus. - - -	272.
Junge Krieger, sind junge Laffen; alte Sol-	
daten Männer! - - -	276.
Bilanz zu Hause, über meine Reise. 17	300.

Druckfehler dieses Bandes.

Pag. 71. lin. 10. lese *redlich*,

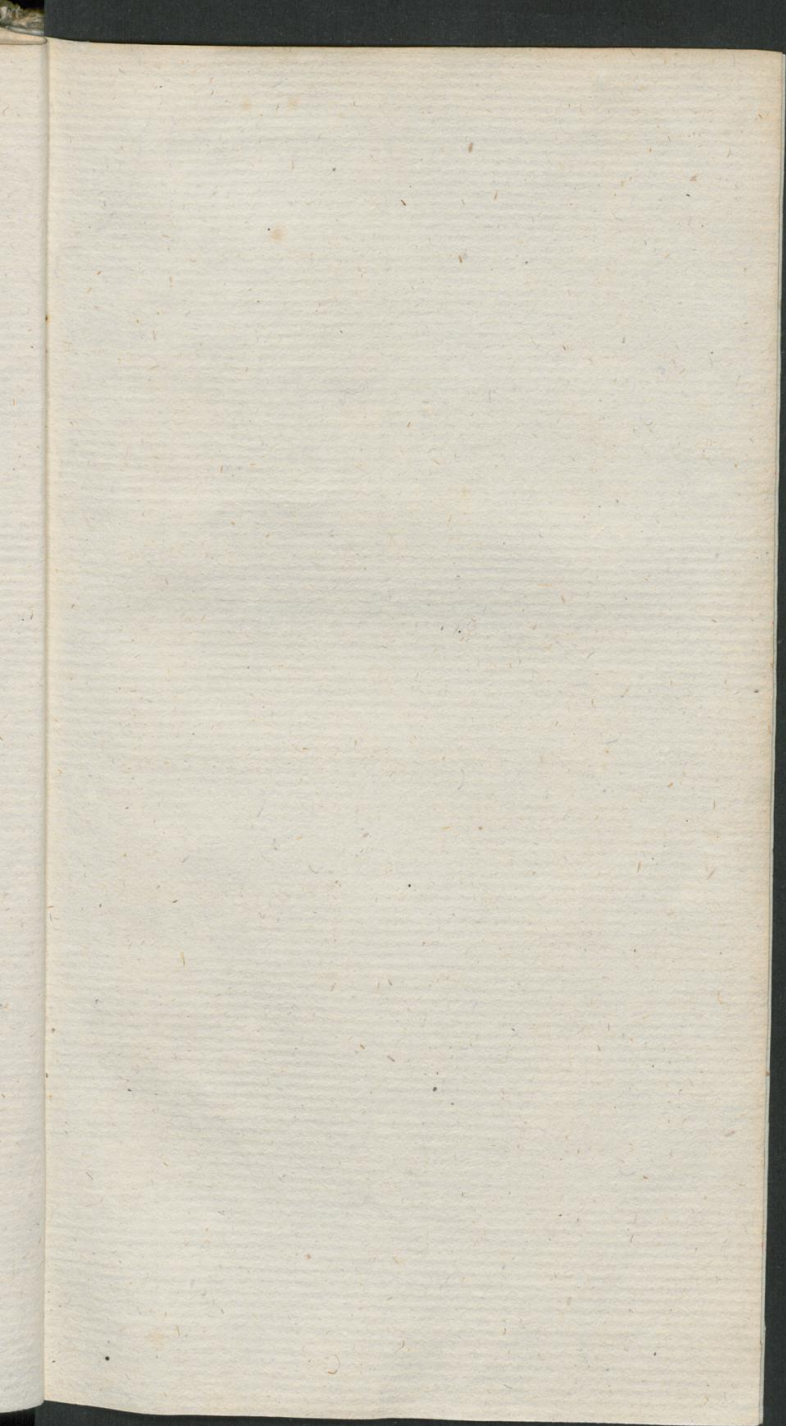
— 96. lin. 12. lese *besessener*,

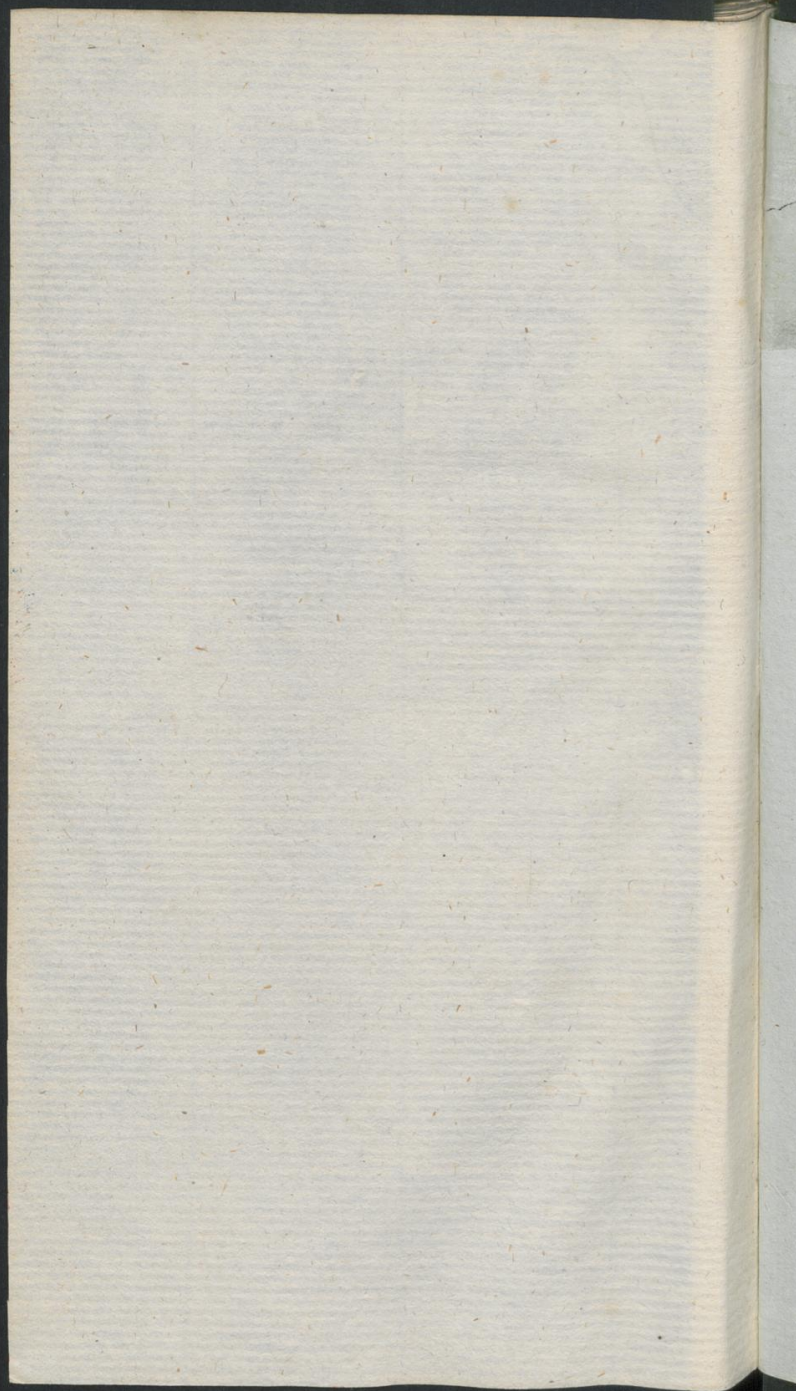
— 102. lin. 8. lese *gefaellt*.

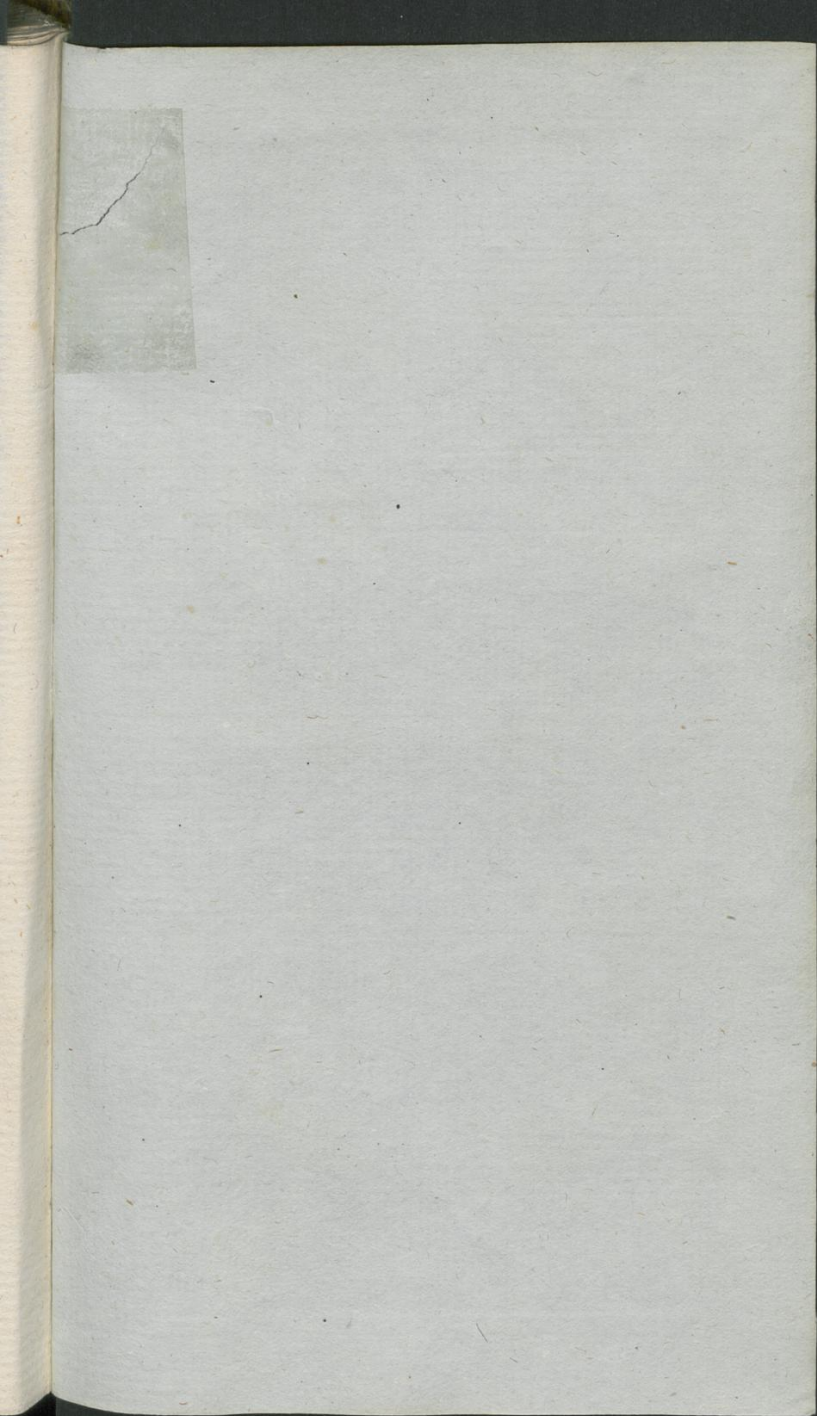
— 103. lin. 1. lese *schleuderten*.

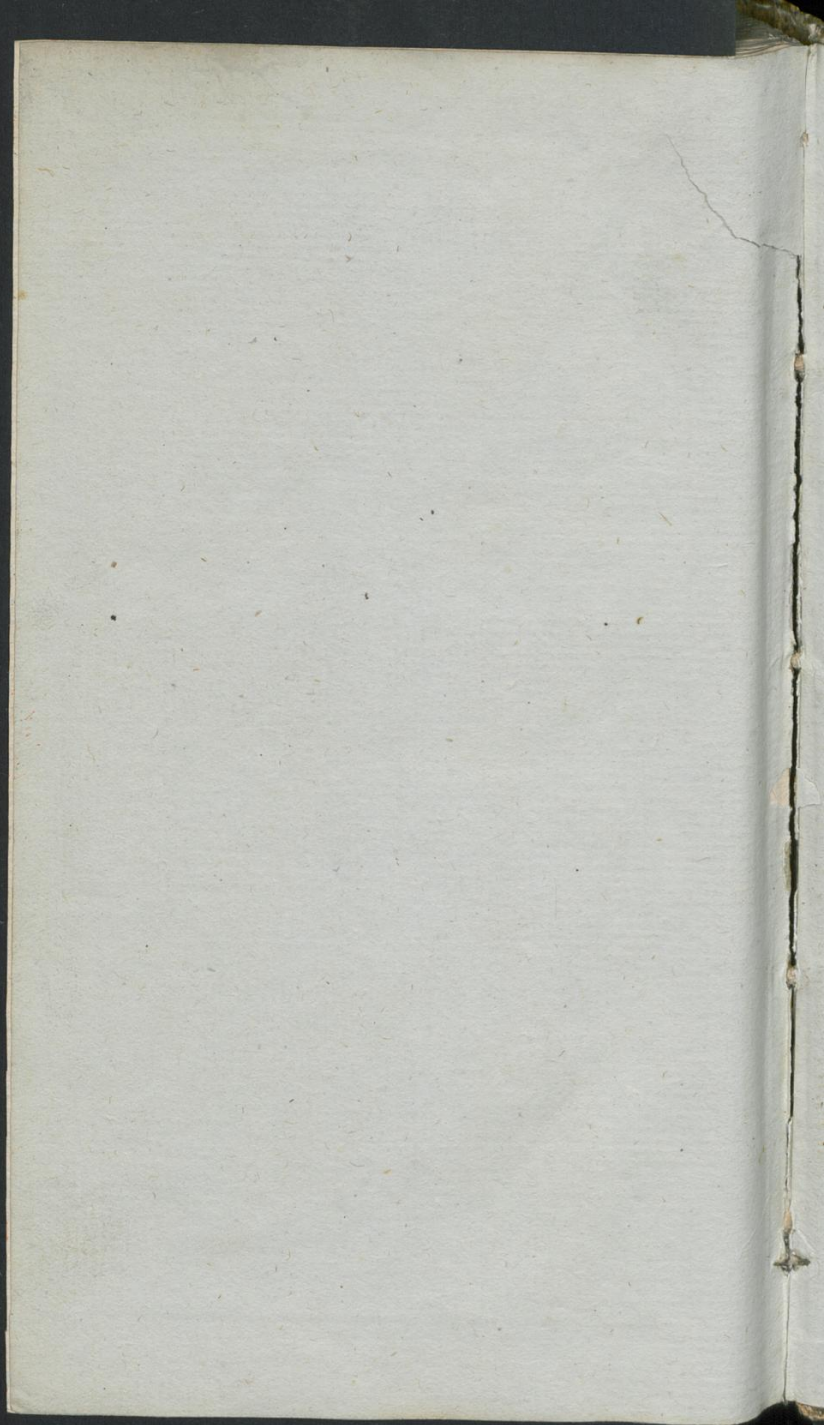
— 144. lin. 18. lese *Flacons*.

— 197. lin. 18. lese *wie eine*,









9.71

